

Julia Krause

**BANISHED
BUT LOUD**

Roman

Band 1 der dystopischen
Reihe *But still we rise*

© 2025 Julia Krause
Website: www.juliakbooks.de

Lektorat: Larissa Eliasch, Lektoratsstube
Umschlaggestaltung: Giessel Design, www.giessel-design.de,
unter Verwendung mehrerer Bilder von Shutterstock

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin: trediton
GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

ISBN: 9783384675149

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: Julia Krause c/o WirFinden.Es, Naß und Hellie GbR, Kirchgasse 19, 65817 Eppstein, Deutschland.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
kontakt@juliakbooks.de

*Für alle, die nicht dazugehören.
Ihr müsst euch nicht verändern, um gut genug für die Welt zu
sein. Ändert die Welt, damit sie gut genug für euch ist.*

PLAYLIST

Der Vibe der Geschichte

my life – imagine dragons
see you again – wiz khalifa, charlie puth
control – zoe wees
sweet but psycho – ava max
hero – AFROJACK, david guetta
flashlight – jessi j
demons – imagine dragons
all we got – robin schulz, KIDDO
scars to your beautiful – alessia cara
bad child – tones and i
what was i made for? – billie eilish
beautiful creature – MIIA
you broke me first – tate mcrae
everybody wants to rule the world – lorde
dynasty – MIIA

1

WOLKENGRAU

Ich hechte ins Innere des Containerturms und schlage die Tür hinter mir zu. Die gewohnt abgestandene Luft empfängt mich, aber diesmal sauge ich sie gierig ein, anstatt wie sonst den Atem anzuhalten.

Geschafft!

Lieber bin ich in meinem verhassten Zuhause, als –

Das Kreischen der Sirene hallt durch das Gebäude, lässt die Wände um mich herum erzittern und erstickt jegliche Gedanken in meinem Kopf. Auf dem Boden vor mir vollführt das kalte Licht der Deckenlampe einen unheimlichen flackernden Tanz.

Die Sperrstunde beginnt.

Puh, das war knapp. Schwer atmend bleibe ich am untersten Treppenabsatz stehen, das Shirt klebt unangenehm auf meiner Haut und mein Herz rast. Es hat noch nicht begriffen, dass die Anstrengung vorbei ist.

Der Suchscheinwerfer des Guardians, der draußen auf der Straße patrouilliert, fällt durch die angelaufene Scheibe der Tür und taucht mich und das Treppenhaus in einen roten Schimmer. Er zieht weiter, und nach einer quälend langen Minute klingt endlich das ohrenbetäubende Geräusch der Sirene ab.

Ich blinzle gegen das wieder klare Licht an und atme tief ein. Mein Herzschlag beruhigt sich langsam. Wenigstens für solche Aktionen sind die nervtötenden Stunden im Fitnessstudio gut, die seit dem vorletzten Gesundheitscheck zu meinem Wochenplan gehören. Selbst schuld. Warum bin ich auch so lange bei Mrs. Williams geblieben?

Als ich die erste Treppenstufe betrete, folgt mir die Kamera an der Decke mit ihrem beweglichen Auge. Ich strecke dem blöden Ding den Mittelfinger entgegen. Hier gibt es leider nichts Verbotenes zu sehen, sorry.

Etage für Etage steige ich im Containerturm nach oben. Die Nachbarn, die wie ich die Zeit ausgereizt haben und jetzt erst in ihre Wohneinheiten zurückkehren, beachte ich nicht. Aber Seth, wie immer die blonden Haare top gestylt, nicke ich zu. Er erwidert den Gruß nur halbherzig, schiebt seine älteste Tochter Isabel durch die Wohnungstür und schlägt sie hinter sich zu.

Kopfschüttelnd gehe ich weiter. Offenbar ist er noch sauer, weil er seit gestern weiß, dass ich nichts von seinen Liquidideals halte. Na ja, ein Problem für einen anderen Tag. Erst einmal ...

Ich tippe die Identitywatch an meinem Handgelenk an, bis der silberne Armreif mit einem Blinken zum Leben erwacht. Ein bläuliches Hologramm-Fenster mit meinen Favoriten öffnet sich. Ich wähle STRAWBERRYxxDEVILs Avatar aus und halte das Gerät nah an meinen Mund.

»Verdammt, wo steckst du, Delilah?«, spreche ich mit gesenkter Stimme hinein. Bei den dünnen Wänden der Wohneinheiten könnte sonst jeder hören, wie ich meine Freundin zusammenstauche – und dafür ihren vollen Vornamen verwende. »Ich komme gerade von deiner Grandma. Zu deiner Info: Sie ist außer sich vor Sorge, genau wie ich, falls das in den einhundert vorherigen Nachrichten nicht deutlich wurde. Wenn du wieder in der BAY versumpfst, dann gratuliere, eine Woche ist ein neuer Rekord.«

Frustriert lasse ich meinen Arm sinken und pausiere die Aufnahme. Sie wird mir sowieso nicht antworten. Langsam mache ich mir wirklich Sorgen. Ich habe nach ihr gesucht, aber sie war weder in ihrem Mitarbeiterapartment bei LifeTech noch in einer der Spielhöhlen in Downtown, wo sie sich sonst aufhält, wenn sie die virtuelle Welt betritt.

Es wird ihr doch nichts zugestoßen sein?

Nein, bestimmt ist alles gut. Es muss einfach.

Noch drei Stockwerke. Der Geruch von verbranntem Essen steigt mir in die Nase. Mit angehaltenem Atem beschleunige ich meine Schritte.

Auf dem letzten Absatz vor unserer Etage angekommen, halte ich noch einmal inne. »Bitte, Lilah, wir wollen doch bloß wissen, ob es dir gut geht. Melde dich einfach, ja? Ich hab dich lieb.« Mit einem Seufzen schicke ich die Nachricht ab und erklimme die Stufen bis zu unserer grauen Wohnungstür.

Der Gestank verstärkt sich. Da bemerke ich die feinen Rauchschwaden, die unter der Tür hervorkriechen.

Ich bleibe so abrupt stehen, dass meine Haare, die ich vorhin zu einem Zopf gebunden habe, nach vorn schwingen und an meinem schwitzigen Gesicht festkleben.

»Was –«

Ich stürze zur Tür, presse die Identitywatch an den Scanner daneben und falle mit dem Piepton förmlich nach innen.

Alles ist dunkel, aber das spärliche Licht aus dem Treppenhaus reicht mir, um den Qualm zu sehen, der die ganze Wohnküche einnimmt. Es zischt und knackt aus der Mitte, der Geruch ist unerträglich.

»Mom?«, rufe ich, atme dabei Qualm ein und muss husten.

Keine Antwort. Nur leise Musik und Gemurmel dringen von irgendwoher an mein Ohr, aber ich kann es nicht zuordnen.

Meine Augen brennen und Tränen verschleiern mir die Sicht. Ich schlage auf den Lichtschalter hinter der Tür, um mehr zu sehen, dann taste ich mich links an der Wand entlang, stolpere dabei über mein Pflanzenregal.

Da, das Fenster. Ich reiße es auf, atme keuchend die frische Luft ein. Was bei der verfluchten Yuccapalme ist passiert?

Mein Herz pocht so heftig gegen meinen Brustkorb, als würde es jeden Augenblick herausspringen. Ich blicke mich um. Der Rauch zieht langsam ab, aber in der Kochecke hängt er hartnäckig. Als ich vorhin gegangen bin, hat Mom die Tamales fertiggerollt und in den Topf gegeben. Sie muss sie auf dem Herd vergessen haben. Aber wo ist sie jetzt?

Ich ignoriere die aufsteigende Panik in mir, halte die Luft an und renne hinein in die Rauchwolke. Auf dem Küchentisch liegt einer meiner Pullis. Ich wickle ihn um meine Hand, packe damit den Griff des Topfes und werfe ihn in die Spüle.

Der Wasserstrahl trifft mit einem Zischen auf die heiße Oberfläche. Das Innere des Topfes ist komplett verkohlt. Als sich die Reste des Rauchs verflüchtigen, stelle ich das Wasser wieder ab.

In der Wohnküche wird es still.

»... nach dem letzten Krieg viel Leid und Armut in unserer Stadt.« Eine Männerstimme dringt von irgendwoher an mein Ohr, nun deutlicher zu verstehen.

»Das ist wahr, Dean, aber zum Glück haben sich die drei größten Konzerne LifeTech Corporation, CARELESS Ltd. und Rochester & Sons vor zwanzig Jahren zusammengeschlossen, um dem ein Ende zu setzen. Gemeinsam mit den Cyclones, die hier eine neue Heimat fanden, haben sie das Gesundheitssystem erschaffen, das uns allen zu ...«

Die Stimmen kommen aus Moms Schlafzimmer. Ich haste hinüber und stoße die Tür auf. Hier ist scheinbar kein Rauch eingedrungen.

Mom liegt auf dem Bett und starrt auf den Holo-Screen an der gegenüberliegenden Wand, auf dem eine der Talk-Shows zum Jahrestag von Minneapolis' Neugründung läuft.

Das bläuliche Flackern des Bildschirms lässt ihre Haut wächsern erscheinen, in Kombination mit ihren langen schwarzen Haaren und dem schmalen Gesicht ein gruseliger Anblick. Die sonst eher feinen Falten um Augen und Mund herum zeichnen sich unnatürlich ab. In diesem Moment wirkt sie älter, als sie ist.

Rasch scanne ich ihren restlichen Körper auf Verletzungen, aber sie sieht unversehrt aus. Ihr Brustkorb hebt und senkt sich langsam unter der Küchenschürze, die sie seltsamerweise nicht abgelegt hat.

Ich eile zu ihr und sinke neben ihr aufs Bett. Dabei stoße ich fast das Bild auf dem Nachttisch um, das uns zusammen mit Dad und Luiz zeigt.

Der Geruch eines holzigen Parfüms wird durch den Luftzug aufgewirbelt. Ich kann ihn niemandem zuordnen. Hatte sie Besuch, während ich weg war? Aber halt, den Pullover, den sie unter der Schürze trägt, hatte sie gestern auch in unserer Schicht an, wahrscheinlich stammt der Geruch von einem Kollegen.

»Geht es dir gut?« Ich gebe ihr zur Begrüßung einen Kuss auf die Wange und zucke bei der Berührung zusammen. Ihre Haut ist eiskalt. »Was ist passiert?« Vorsichtig nehme ich ihre Hand in meine und streiche mit dem Daumen über ihren Handrücken.

Sie antwortet nicht, reagiert nur mit einem Augenzucken. Erst jetzt fällt mir ihr leerer Blick auf, als wäre ihr der Tod höchstpersönlich begegnet. Das Kirschrot ihrer Aura strahlt mich intensiver an als sonst. Starke Emotionen, aber äußerlich so ruhig? Da stimmt etwas nicht.

Langsam setzt mein Gehirn die Einzelteile zu einem Puzzlebild zusammen. Oh, nein. Nicht ausgerechnet heute, nicht einen Tag vor dem Gesundheitscheck.

Eine nur allzu bekannte Schwere drückt meinen Brustkorb zusammen, bis ich panisch nach Luft schnappe. Rasch schließe ich die Augen, konzentriere mich auf meine Atmung, um nicht zu hyperventilieren. Das schlechte Gewissen rammt unnachgiebig seinen Stachel in mein Herz, eine hämische Stimme in meinem Kopf flüstert Worte, die ich nicht hören will.

Wem versuchst du hier etwas vorzumachen? Du warst nie für sie da. Nicht, als die Mutanten Luiz nach der Auslese mitnahmen – und auch nicht, als die Nachricht seines Todes eintraf. Erst, als Dad deinetwegen starb, kamst du angekrochen.

Mit aller Kraft blende ich die Stimme aus.

Es ist nicht meine Schuld. Wie hätte ich ahnen können, dass Mom in den drei Stunden, in denen ich weg war, einen erneuten Schub erleidet? Der letzte liegt Monate zurück, es gab keinerlei Anzeichen für einen Rückfall.

Oder etwa doch?

Hat mich Lilahs Verschwinden und die Suche nach ihr in den vergangenen Tagen so abgelenkt, dass ich dabei Mom und ihre

Depression, die wie eine bedrohliche Wolke über uns schwebt, vernachlässigt habe? Begehe ich erneut denselben Fehler?

So weit lasse ich es nicht kommen. Es gibt eine Lösung für mein Versagen. Moms Pillen.

»... heißen Sie mit mir willkommen: Robert Masters, Mayor unserer wunderschönen Stadt und Anführer der Cyclones. Frederic Griffin, Geschäftsführer der LifeTech Corporation. Dr. Maraya Rodriguez, Vorstandsvorsitzende von CARELESS ...« Nur mit Mühe gelingt es mir, die Stimme der Moderatorin aus dem Holo-Screen zu ignorieren.

»Mom, ich bin gleich zurück.« Ich lasse die Neonboots auf den Kunststoffteppich neben dem Bett fallen. Als ich meine Finger von Moms Hand nehmen will, greift sie auf einmal nach mir. Ich zucke erschrocken zusammen.

Sie blickt mich direkt an. Ihre Augen wirken zu groß für ihr Gesicht und schimmern schwarz. »Juanita«, kommt es rau über ihre Lippen.

Meinen Kosenamen aus ihrem Mund zu hören, schnürt mir die Kehle zu. Sie ist die Einzige, die ihn spanisch ausspricht, mit einem gekrächzten Laut am Anfang.

Das hat außer ihr nur Luiz gemacht. Früher.

»Hab keine Angst, mija.« Die letzten Worte verstehe ich kaum noch. Ihre Augen fallen zu, der Druck ihrer Finger lässt nach. Ein paar Sekunden später atmet sie gleichmäßig.

»Wir schaffen das schon, Mom. So wie immer.« Zaghaft streiche ich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht und gebe ihr einen Kuss auf die Stirn.

Mit einem Seufzen stehe ich auf und tappe in Socken hinüber ins Wohnzimmer. Gänsehaut bildet sich auf meinen Armen, für Ende April ist es ziemlich frisch. Ich schließe das Fenster lieber wieder, auch wenn der Gestank des verbrannten Essens weiterhin in meiner Nase hängt.

Auf der Suche nach den Pillen bleibt mein Blick an dem Regal hängen, das die komplette Wand bis zur Wohnungstür einnimmt. Eine meiner grünen Schönheiten, der Oleander, ist

umgekippt. Vermutlich war er es, über den ich beim Eintreten in der Dunkelheit gestolpert bin.

Rasch hieve ich den schweren Topf hoch und drücke die herausgefallene Erde wieder hinein. Danach werfe ich einen prüfenden Blick über die anderen Pflanzen. Nicht auszudenken, wenn ihnen etwas passiert ist, immerhin habe ich die meisten noch zusammen mit Dad ausgesucht. Während Mom Überstunden schob, um uns allen ab und zu etwas *Schönes* zu gönnen, steckte Dad seine Lohnreserven in Pflanzen. Diese Liebe habe ich definitiv von ihm geerbt.

Wie es aussieht, haben die Monstera, Grünlilien und der Drachenbaum meine Ungeschicklichkeit und den Qualm unbeschadet überstanden. Nur der Bambus lässt seine Blätter hängen, aber das hat er vorher schon getan. Er ist mein aktuelles Sorgenkind.

Als Letztes begutachte ich die heilige Yuccapalme, auf die Lilah und ich seit unserer Kindheit schwören. Oder fluchen.

Ich schüttle den Kopf. Keine Zeit, die Sorgen um meine umtriebige beste Freundin wieder aufzunehmen. Auch wenn sie zum Ärger von mir und ihrer Grandma oftmals die BAY der realen Welt vorzieht, kann sie normalerweise gut auf sich selbst aufpassen. Mom nicht. Konzentrier dich auf sie!

Als ich die Kommode neben dem Sessel erreiche, stutze ich. Die Ablageschüssel, in der die Pillen immer liegen, ist leer. Der Papierschädel daneben, den mein Bruder bei unserem letzten gemeinsamen Día de Muertos vor sechs Jahren gebastelt hat, grinst mich höhnisch an.

Mist. Wohin könnte Mom die Packung gelegt haben?

Immer hektischer durchsuche ich den ganzen Raum, ziehe alle Schubladen heraus, wühle durch die Schränke und schaue sogar unter den Sessel.

Nichts.

Ein Ziehen breitet sich in meinem Brustkorb aus. Wenn ich die Pillen nicht finde, dann –

Die Badezimmertür ist nur angelehnt. Einer Eingebung fol-

gend sehe ich in den winzigen Raum hinein. Mein Gesicht blickt mir aus dem Spiegel über dem Waschtisch entgegen. Die dunklen Augenringe zeugen vom wenigen Schlaf der letzten Tage.

Dad sagte früher immer, wie ähnlich Mom und ich uns wären. Dickes schwarzes Haar, knubbeliges Kinn, hohe Wangenknochen, goldene Haut.

Er nannte uns seine zwei bellezas.

Wir sehen uns zwar noch immer ähnlich, aber Schönheit ist nicht das Wort, das mir in den Sinn kommt, wenn ich mich betrachte. Die letzten Jahre haben Spuren hinterlassen. Wie bei Mom sind meine Wangen eingefallen, der Blick trüb und die Haare spröde geworden. Nicht nur ein Zeichen der Mangelernährung, sondern des täglichen emotionalen Stresses.

Wenn Dad uns jetzt sehen könnte, wäre er entsetzt.

Resigniert wende ich mich von meinem Spiegelbild ab und widme mich wieder der Suche nach den Pillen.

Da! Auf dem Waschbecken liegt die Pappschachtel mit dem teuflisch grinsenden Smiley darauf. Ich schüttle sie einmal kräftig und ein paar Streifen fallen heraus. Als ich sie aufhebe, stockt mir der Atem.

Sie sind alle leer. Keine einzige Pille mehr übrig.

»Nein. Nein. Nein.« Wie ist das möglich? Ich könnte schwören, dass heute Morgen noch zwei oder drei Streifen voll mit Tabletten waren.

Ich lasse die Packung fallen und suche auf Knien den Boden ab. Als ich die Toilette erreiche, bemerke ich feinen blauen Staub auf dem Sitz und Schlieren auf der inneren Keramik. Es dauert ein paar Sekunden, bis ich begreife, was das bedeutet.

Die Pillen wurden heruntergespült. Wie kann das –

War es ein Versehen oder hat Mom das absichtlich getan? Aber warum? Das ergibt keinen Sinn. Mein Kopf sticht, als würde er gleich explodieren.

Ich verstehe nichts von dem, was hier geschehen ist. Aber wie soll Mom morgen den Check ihrer Vitalwerte überstehen, ohne vorher eine einzige Smile einzunehmen? Fällt sie erneut in

den roten Bereich des Gesundheitsscores, wird das böse für sie enden. Was soll ich nur tun?

Ich muss neue Pillen besorgen. Und wenn ich mich richtig erinnere, habe ich bereits genug Chips aus Identitywatches gestohlen, um sie gegen eine Packung Smile eintauschen zu können.

Mein Herz macht einen kleinen, vorsichtigen Hüpf. Ich lehne mich mit dem Rücken an die kühle Toilettenschüssel und wische durch die Kontakte in meiner Identitywatch. Schließlich tippe ich auf CLONE5s Avatar.

Auch wenn unser Verhältnis in letzter Zeit etwas unterkühlt war – die Pillen für Mom liefert sie zuverlässig. Allerdings hatte ich noch nie eine so kurzfristige Anfrage.

»Hey, ich bin's.« Ich halte inne. Seit Lilah an ihrem ersten Arbeitstag herausfand, dass die Kommunikation der Identitywatches über die BAY abgehört und stichprobenartig analysiert wird, bin ich vorsichtiger bei der Wahl meiner Worte, wenn ich mit Idony kommuniziere. »Ich brauche unbedingt morgen früh mehr Freude. Viertel nach sieben?« Das Hologramm verschwindet, die Nachricht wurde versendet.

Dann muss ich zwar morgen vor der Arbeit in den Underground gehen und komme mit ziemlicher Sicherheit zu spät zu meiner Schicht, aber mit den Pillen sollte Mom bis zum Gesundheitscheck am Nachmittag wieder einigermaßen auf der Höhe sein. Das ist die Lohneinbußen wert.

Pling.

Eine Nachricht ist eingegangen. Ich betrachte ängstlich den schwebenden blauen Umschlag, bevor ich ihn antippe.

»Keine Chance.« Idonys Stimme klingt dumpf. Vermutlich ist sie in einem der Abwasserkanäle unterwegs, wo der Empfang schlecht ist. »Wir kriegen schon seit einer Weile weniger rein, aber die Nachfrage steigt immens. So ist es aktuell bei allem. Ich kann dir in einer Woche wieder etwas geben. Sorry!«

Ein lautes Stöhnen entweicht mir, das im Bad unheimlich widerhallt. Sofort weise ich das Gerät an, zu antworten. »Das ist

zu spät. Ich bezahle auch mehr, wenn es morgen früh klappt. Verdammt, es geht um Leben und Tod!«

Es herrscht Stille, nur die dumpfen Geräusche aus dem Schlafzimmer nebenan sind zu vernehmen. Ich schließe die Augen und konzentriere mich darauf, um die Panik unter Verschluss zu halten.

»... Neuerungen angekündigt, Mr. Griffin. Können Sie uns denn bereits dazu etwas sagen?«

»Sehr gern, Amy. Gemeinsam mit Rochester & Sons haben wir bei LifeTech Corporation unter anderem die Warenverteilung und Zuordnung an die Haushalte modernisiert. Die Mengen wurden angepasst, um Überlieferung zu vermeiden, gleichzeitig steigen wir vermehrt auf nachwachsende Rohstoffe um, um zukünftig bevorzugt Biokunststoffe in sämtlichen Lebenslagen zu verwenden. Im Westviertel werden neue Wälder, Felder mit ...«

Pling.

Ich hebe die Lider. CLONE5s Antwort schwebt vor meinem Gesicht. Mit zittrigen Fingern klicke ich darauf.

»Juana, hör zu.« Diesmal klingt ihre Stimme klarer und überraschend weich. »Du weißt, wie viel du mir bedeutest. Das hat sich nicht geändert, obwohl du es mir in den letzten Jahren wirklich nicht leicht gemacht hast.« Sie hält inne, es rauscht im Hintergrund. Das Ziehen in meinem Magen nimmt wieder zu.

Ich hätte sie nicht so anfahren sollen, auch wenn es um Moms Leben geht. Nicht, nachdem Idony sich nach dem Tod meines Bruders so um mich gekümmert hat. Sie hat es nur gut gemeint und weiß bis heute nicht, was das für Folgen hatte. Ich wollte ihr die Schuldgefühle, die mich plagten, nicht auflasten, und bin auf Abstand gegangen.

Das Rauschen bricht ab, ein Rumpeln ertönt, dann spricht Idony weiter. »Aber selbst, wenn ich wollte, könnte ich dir nicht helfen. In einer Woche. Tut mir wirklich leid.«

Ich lasse den Arm sinken. Mein Herzschlag lässt die ganze Brust vibrieren und mich aufkeuchen.

Und jetzt? Idony war meine letzte Hoffnung. Ich kenne zwar

von damals noch andere Trader aus dem Underground, aber nur oberflächlich. Niemandem von ihnen würde ich Moms Leben anvertrauen.

Obwohl ... ich könnte Seth nach einer Dosis Liquid fragen. Auch wenn ich seine Machenschaften nicht gutheiße, weiß ich, dass er uns nicht schaden würde. Aber das Zeug ist kein Antidepressivum, sondern löst nur Ängste und reduziert Schmerzen. Zu viel davon und man endet in einem regelrechten Rausch, wie ich nur zu gut weiß.

Mein Blick fällt auf meinen linken Arm, der unterhalb des Ellenbogens einen leichten Knick macht. Nachdem ich damals nach Luiz' Tod vollkommen zugehörnt die Treppe vor unserer Wohnungstür hinabgestürzt bin, war der Bruch so kompliziert, dass er nicht mehr akkurat gerichtet werden konnte. Seitdem meide ich Liquid wie die Pest.

Ein anderes Bild schiebt sich vor mein inneres Auge. Mom am Boden, kurz nach Dads Tod während ihrer letzten Therapie, seine alten Rasierklingen in der Hand.

Keine Angst zu haben, wäre in ihrem jetzigen Zustand tödlich. Nein. Liquid ist keine Option.

Da ist sie wieder, die Panik. Lacht mich aus, weil ich sie ignorieren wollte. Ein Gewicht, das mich zusammenquetscht.

Wir sind verloren.

Ich lehne mich vor, bis meine Stirn meine Knie berührt, und schließe die Augen. Es prasselt leise gegen die Außenwand des Containers neben mir. Mit den Fingern der rechten Hand klopfe ich im Rhythmus des Regens auf meinen linken Arm, hinauf und hinab, wie meine letzte Therapeutin es mir gezeigt hat. Ich folge dabei im Geiste der Form des Farntattoos, das ich mir Jahre nach dem Unfall habe stechen lassen, um den Knick nicht immer sofort zu sehen – und daran erinnert zu werden, wofür er steht: den Untergang meiner Familie.

Als das Klopfen nicht hilft, stelle ich mir vor, dass ich in dem unerreichbaren Wald im Westviertel stehe, den man von Lilahs Apartmentfenster aus in der Ferne sieht. Es regnet, die Vögel

zwitchern, die Luft ist kühl und klar. Grün umgibt mich.

Und Luiz steht vor mir, für immer zehn Jahre alt, ein verschmitztes Lächeln auf dem Gesicht, das von wilden Locken umgeben ist. Er ist mein Anker in Situationen wie diesen, in denen alles verloren scheint. Aber manchmal ist die Erinnerung an meinen Zwillingsbruder auch schmerzhaft, überrollt mich in unpassenden Momenten.

Diesmal nicht. Diesmal breitet sich Wärme in meinem Brustkorb aus. Langsam werden meine Atemzüge tiefer und ruhiger. Ich öffne die Augen.

Wenn mir bis morgen Nachmittag nichts einfällt, wie ich Mom heil durch den Gesundheitscheck bringe, verbannen die Ärzte von CARELESS sie aus dieser Gesellschaft. Sie wird vor den Toren der Stadt in der Einöde keinen Tag überleben.

Das lasse ich nicht zu. Mir fällt etwas ein. Irgendetwas.

2

KIRSCHROT

Mom sitzt mir an unserem Tisch in der Qualitätssicherung von CARELESS gegenüber. Da alles in dieser Halle – ob Decke, Fenster, Wände, Boden oder Mobiliar – in Weiß gehalten wurde, wirken die Kisten mit den Identitywatches wie Schmutzflecken. Sie stapeln sich zwischen uns und auf den Tischen der Kollegen.

Ich gehe diesem Job seit zwei Jahren nach und beherrsche die Handgriffe im Schlaf, aber heute kann ich mich schwer auf die Überprüfung der Geräte konzentrieren. Die Suche nach einer Lösung für den bevorstehenden Gesundheitscheck hielt mich die ganze Nacht wach und tut es jetzt noch. Der erhöhte Tagessoll aufgrund der steigenden Menge kaputter Identitywatches, vor allem von Kleinkindern, macht es nicht besser.

Wie sollen wir die Ärzte bloß täuschen? Mom eine Verletzung zufügen, um von den aufgezeichneten Vitalwerten abzulenken? Allein bei dem Gedanken daran wird mir übel. Mir eine Ausrede ausdenken, warum sie stundenlang wie erstarrt war? Zu leicht durchschaubar. Aber etwas anderes wird mir nicht übrigbleiben, wenn ich nicht bald *die* Idee habe.

Regelmäßig schaue ich hoch, um in ihr Gesicht zu blicken. Diese Bewegung habe ich in den letzten Stunden seit Schichtbeginn so oft ausgeführt, dass mein Nacken steif ist. Aber ich bekomme immer dasselbe zu sehen. Mom, die in dem standardmäßig weitgeschnittenen Arbeitsoverall total verloren wirkt, sitzt mit ausdrucksloser Miene da und starrt nur auf ihre Hände. Kein Wunder, selbst *mit* Pillen war sie nach einem depressiven Schub selten schon wieder am nächsten Tag fit.

Doch heute muss sie das sein, denn Arbeiten bedeutet Überleben. Wenn sie weiterhin nichts tut, brauche ich mir nicht mehr den Kopf zerbrechen, wie ich von ihrem schlechten Gesundheitszustand ablenken kann. Dann wird sie bereits vor dem Check für ihre Arbeitsverweigerung verbannt.

Der blaue Staub auf der Toilettenbrille schiebt sich in mein Gedächtnis. Man könnte denken, dass Mom genau *das* bereits gestern mit dem Herunterspülen der Pillen erreichen wollte ...

Nein. Ich weiß, dass es keine Absicht war. Oder?

Mit pochender Schläfe beobachte ich Mom weitere Sekunden schweigend, dann, nach einem Seitenblick zur Kamera an der Decke und zu den Kollegen, die konzentriert auf ihre Tische schauen, beuge ich mich zu ihr.

»Bitte, Mom, überprüf wenigstens noch eine Kiste«, flüstere ich nicht das erste Mal heute, obwohl ich sie lieber anschreien würde. Mit dem Fingerknöchel knete ich den schmerzenden Punkt an meinem Haaransatz. »Und du musst mit mir reden. Wenn du mir sagst, was gestern Abend passiert ist, können wir uns eine Ausrede überlegen, die glaubhaft scheint.«

Sie schaut auf und wischt eine lose Strähne ihres hochgesteckten Haares zur Seite. Der Khakiton des Overalls lässt sie noch kränker wirken. Ein verkrampftes Lächeln schiebt sich auf ihr Gesicht. »Alles kommt so, wie es kommen muss, mija.« Ihre Hände zittern. »Mach dir keine Gedanken.«

Das hilft mir jetzt wirklich weiter, Mom, danke.

Ich klopfe mit den Fingern auf den Tisch, um mich zu beruhigen. Der Knoten, der einmal mein Magen war, zieht sich weiter zu. Da spricht eindeutig die Depression aus ihr, aber deswegen macht es mich nicht weniger nervös.

Um nicht durchzudrehen oder selbst in Rückstand zu geraten, greife ich nach der nächsten Identitywatch und scanne sie mit meinem Holo-Pad ein. Erst teste ich die aufgespielten Programme, allen voran die BAY, dann prüfe ich die Personendaten.

Eine Naomi Watson taucht auf dem Holo-Pad auf. Als ich das

Bild der Frau erblicke, zucke ich zusammen. Sie sieht Mom auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich. Schmales Gesicht, gleiche Haarfarbe, nur der Hautton ist um einiges dunkler.

Der größte Unterschied ist wohl, dass sie laut ihrer Daten über zehn Jahre jünger ist und zur Oberschicht von Minneapolis gehört. Wenn Mom dort leben würde, würde ich mir wegen ihrer Depression keine Sorgen machen. Sie bekäme endlos viele Therapien, legale Medikamente, müsste nicht mehr hart arbeiten und nie wieder Gesundheitschecks über sich ergehen lassen.

Ein Seufzen entweicht mir.

Auf der Identitywatch von Naomi Watson finde ich keine Fehler. Die gewohnte Frage ploppt an dieser Stelle in meinem Kopf auf. Soll ich den Chip stehlen, um ihn gegen Pillen für Mom einzutauschen? Nein, ich habe noch genug zu Hause. Es ist sowieso sinnlos, die nächste Packung Smile erhalte ich erst, wenn es zu spät ist.

Nicht durchdrehen, Juana, bleib ruhig.

Mein Finger bewegt sich zum Feld *Einsatzbereit* auf meinem Holo-Pad, als mir ein Gedanke kommt. Nur ein loser Faden, doch er lässt mein Herz vor Aufregung stolpern.

Ich kann den Chip nicht fürs Tauschen verwenden. Aber ich kann Mom damit eine neue Identität beschaffen, sollte Plan A mit den Ausreden scheitern.

Meine Finger schließen sich fester um das schmale Armband.

Es ist nur ein Rettungsring, den ich Mom hinwerfe. Nicht zu Ende gedacht, nur ein Anfang. Ein Leben ständig auf der Flucht, aber immerhin bleibt sie in meiner Reichweite und ich kann mich um sie kümmern. Besser, als vor der Stadt zu sterben.

Die Kollegen unterhalten sich, das Summen ihrer Stimmen ist kaum zu hören. Mein Blick fällt erneut auf die Kamera an der Decke. Sie blickt auf mich hinab, das rote Licht blinkt.

Ich beuge mich möglichst beiläufig vor, sodass das Holo-Pad verdeckt wird, und tue so, als lasse ich die Identitywatch in die Kiste für fehlerhafte Geräte fallen. Tatsächlich schiebe ich sie jedoch in den Ärmel meines Arbeitsoveralls. Für mich sind der

weite Schnitt und die einheitliche Farbe von Vorteil, so kann ich unauffällig meinen eigenen *Geschäften* nachgehen.

Noch ein Seitenblick zur Kamera, dann schalte ich das Prüfgerät aus und stehe auf. »Ich geh kurz auf die Toilette.«

Mom zuckt zusammen, das verkrampfte Lächeln will nicht so richtig zurück in ihre Mundwinkel. »Tu das. Vale, vale.«

Kann ich sie allein lassen? Aber ich muss den Chip *jetzt* herausholen, in einer halben Stunde werden wir für den Gesundheitscheck abgeholt, dann ist es zu spät.

Mit einem unangenehmen Kribbeln überall am Körper verlasse ich die Halle und betrete den ebenfalls komplett in Weiß gehaltenen Korridor. Seit dem ersten Arbeitstag bei CARELESS bin ich der Meinung, dass dieses Farbkonzept im Gebäude uns Arbeiter verhöhnen soll.

Weiß wie die Unschuld. Wer's glaubt. Wut kocht in mir hoch, aber ich ignoriere sie. Keine Zeit dafür.

Rasch schaue ich mich um. Niemand ist zu sehen, alle sind wohl noch am Arbeiten, auch in den angrenzenden Hallen. Zwei Räume weiter schlüpfte ich durch die Tür und überblicke die Lage. Am Waschbecken steht eine Frau und zieht ihren Lippenstift nach, nur eine der vier Kabinen ist besetzt. Ich gehe in die ganz in der Ecke und schließe hinter mir ab. Ein ekliger Geruch strömt aus der Toilette, der mir die Galle emportreibt.

Mit einem Ruck schüttle ich die gestohlene Identitywatch aus dem Ärmel und ziehe den Zopf Gummi aus meinen Haaren, an dem ein neonfarbener Käfer als Schmuckelement befestigt ist. Mit seiner scharfgefeilten Flügelkante hebele ich die obere Abdeckung des Geräts hoch. Der hauchdünne Chip im Inneren wird sichtbar. Ich entnehme ihn und befestige den Deckel wieder. Hastig öffne ich meine eigene Identitywatch und lege das gestohlene Blättchen über meinen Chip.

Jetzt bekomme ich Moms neue Identität unbemerkt durch die Schleuse am Konzerneingang. Falls die Ärzte sie überhaupt nach Hause gehen lassen.

Ruhe bewahren. Es wird klappen. Eins nach dem anderen.

Ich atme tief durch, schließe die Abdeckung des Geräts und verlasse dann die Toilette. Ohne in den verwaschenen Spiegel über den Waschbecken zu schauen, binde ich meine Haare wieder straff nach oben.

Stimmengewirr schlägt mir von links auf dem Flur entgegen. Ein Guardian, auch auf die Entfernung an seinem schwarzen Bodysuit mit dem Emblem des LifeTech-Sicherheitsdiensts auf der Brust zu erkennen, scheucht am anderen Ende eine Gruppe Arbeiter vor sich her. Sie laufen zum Treppenhaus, genau in meine Richtung.

Mist. Wir werden zu früh abgeholt. Ich muss mich ranhalten, wenn ich die leere Identitywatch noch loswerden will.

Ich eile vor der Menschentraube zu unserer Halle. Im Inneren ist es ruhig und das Licht gedämmt als im Gang. Mom sitzt da, starrt auf ihr Holo-Pad und knetet die Hände, ihr Augenlid zuckt schon wieder. Die Kollegen arbeiten unverändert und scheinen mein Fehlen nicht bemerkt zu haben.

»Alles okay?«, frage ich Mom leise, als ich mich auf meinen Stuhl sinken lasse. Die Kamera folgt mir mit einem Surren.

Mom reagiert nicht.

Rasch schalte ich mein Holo-Pad wieder an und nehme die nächste Identitywatch aus der Kiste.

»Wir haben nur noch ein paar Minuten«, raune ich ihr zu, während ich die Daten und Verbindungen auf dem Gerät in Windeseile prüfe. »Lass mich reden, wenn sie dich nach den Werten fragen, ja? Und wenn das alles nichts bringt, habe ich eine andere Lösung, wie ich dich vor der Verbannung rette. Vertrau mir, wir schaffen das.«

Ich klicke auf *Einsatzbereit*, beuge mich vor, um der Kamera die Sicht zu versperren, und lasse diese Identitywatch in die eine Kiste und die gestohlene in meinem Ärmel in die andere fallen.

»Juanita.« Moms Stimme klingt heiser.

Ich blicke auf und stelle überrascht fest, dass ihr Fokus zum ersten Mal an diesem Tag auf mir liegt, als wäre sie aus einem

Traum erwacht. Schweiß steht ihr auf der Stirn, sie rutscht auf ihrem Stuhl herum, die Hände zittern. »Ich muss mit dir reden.«

Endlich. Wenn auch *etwas* spät.

»Erzählst du mir jetzt, was gestern vorgefallen ist?«, dränge ich. »Warum hast du das Essen anbrennen lassen?«

Sie zögert, ihr Atem geht hektischer. Dann schüttelt sie den Kopf. »Egal, was gleich beim Gesundheitscheck passiert. Versprich mir, dass du danach untertauchst.«

Ich starre sie an. Ist sie verrückt geworden? »Was hat das denn mit mir –«

»Du hast Kontakte im Underground«, unterbricht sie mich und drückt die Nägel so fest in meinen linken Arm, dass bestimmt Abdrücke im Farntattoo zurückbleiben. Ihre Haut glüht. »Daher bekommst du doch die Tabletten, no? Bitte sie um Hilfe, dich verschwinden zu lassen.«

Vor der Hallentür werden die Stimmen lauter, der Guardian ruft Befehle. Er ist gleich hier. Das Pochen an der Schläfe ist zurück, schlimmer als vorhin.

»Mom, du bringst da was durcheinander. Falls du verbannt wirst, müssen sie *dich* verschwinden lassen«, zische ich und beuge mich noch weiter über den Tisch, um den Abstand zwischen uns zu verringern. Keine Ahnung, ob das Mikro an der Kamera oder einer der Kollegen uns hört, aber darauf kann ich gerade nicht Rücksicht nehmen. »Vielleicht kommt es auch gar nicht so weit und wir können ganz normal weitermachen. Mach dir bitte um mich keine Sorgen.«

Sie geht nicht darauf ein. »Versprich es mir, mija. Du darfst nicht nach Hause zurückkehren. Das ist deine einzige Chance, zu überleben.«

Überleben? Was im Namen der dämlichen Yuccapalme ist passiert, dass sie solche Angst um *mich* hat? Obwohl sie doch diejenige ist, die Gefahr läuft, verbannt zu werden.

Was hast du übersehen, Juana?

Das fremde Parfüm an ihrer Kleidung schießt es mir in den Sinn. Ich hatte es als unwichtig abgetan, schon wieder ver-

gessen, aber jetzt frage ich mich ... »War gestern Abend jemand in der Wohneinheit, Mom?«

Ihr erschrockener Gesichtsausdruck zeigt mir, dass ich ins Schwarze getroffen habe. Also doch! Aber wer war es und was hat derjenige getan, dass es ihr plötzlich so schlecht geht?

Ein glasiger Schimmer legt sich über ihre Augen. Hektisch blinzelt sie. »Das ... Ich ... Ich kann dir nichts sagen. Es –«

Die Tür fliegt auf und kracht gegen die Wand. In einer synchronen Bewegung zucken Mom und ich zusammen, als der Guardian die Halle betritt.

Seine Augenbrauen treffen unter dem blonden Militärhaarschnitt aufeinander, die gigantische Narbe vom linken Mundwinkel bis zur Stirn folgt dieser Bewegung. »Lassen Sie alles liegen und kommen Sie mit.«

Er steht in der Tür und hält sie auf. Mein Blick bleibt an der Prothese hängen, die an der Stelle seines Arms angebracht ist und wie ein Baseballschläger aussieht. Ersatzgliedmaßen haben in Minneapolis viele Menschen, nicht nur aus gesundheitlichen, sondern auch praktischen Gründen. Nichts Ungewöhnliches also – wäre die Prothese des Guardians nicht aus Metall.

Ich balle unwillkürlich die Hand zur Faust. Natürlich kann sich ein Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes so eine teure Anschaffung leisten, LifeTech zahlt einen Haufen Kohle. Wir normalen Arbeiter müssten dafür drei Leben lang schuften.

»Wird's bald!« Sein Bodysuit spannt an den muskelbepackten Schultern, durch die Brustpanzerung wirkt er noch massiger. Eine Plasmakanone an der Hüfte rundet das bedrohliche Bild ab.

Die Kollegen drängen vor, wir haben keine Wahl. Stumm folgen wir seiner Anweisung. Mein Atem und mein Herzschlag beschleunigen sich, als ich den mittlerweile überfüllten Gang betrete. Die Gespräche der anderen Arbeiter schwellen zu einem lauten Summen an. Wir reihen uns zwischen ihnen ein und werden zum Treppenhaus geschoben. Mit einem Blick zurück vergewissere ich mich, dass der Guardian weitere Türen öffnet und die Leute zum Gehen auffordert.

Ich greife nach Moms Hand, kralle mich an ihr fest. Diese Situation darf mir nicht entgleiten.

»Was wolltest du sagen?«, flüstere ich ihr zu. »Was genau ist passiert? Wer hat dich besucht?« Wir steigen im Pulk die Stufen hinab ins Erdgeschoss.

Sie schüttelt den Kopf. »Das spielt keine Rolle. Hör einfach auf mich, por favor.«

Ich ramme die Fersen in den Boden und packe Moms Hand fester, sodass sie stehenbleiben muss. Sie schaut panisch auf.

Ein Mann rempelt mich an. »Hey!«, protestiert er, aber ich ignoriere ihn. Fluchend macht er einen Bogen um uns herum.

»Was erwartest du von mir? Du kannst doch nicht verlangen, ich solle mich verstecken, ohne mir einen Hinweis zu geben, warum.« Meine Stimme ist mit jedem Wort lauter geworden, aber der Lärm um uns herum verschluckt alles. »Und was ist, wenn du nicht ausgestoßen wirst? Soll ich dich allein lassen?«

Mom hört mich nur, weil sie direkt neben mir steht. Ihr Blick wird weich. »Juanita, ich –«

Etwas Kaltes und Festes legt sich unnachgiebig auf meinen Rücken und schiebt mich vor bis zum Absatz der Treppe. Die Metallprothese des Guardians.

»Weitergehen«, schnarrt er in mein Ohr. Seine Aura pulsiert um ihn herum und kommt mir dabei unangenehm nah. Sie hat die schmutzig gelbe Farbe der Quittenmarmelade, die Lilahs Grandma sich ab und zu gönnt.

In Momenten wie diesen hasse ich es, bei jedem Menschen Farben wahrzunehmen. Ich sehe sie, ob ich will oder nicht. Die Verknüpfung meines Seh- und Farbzentrums lässt sich nicht abschalten, wie mir schon der Kinderarzt damals sagte. Ich kann sie mit viel Anstrengung ignorieren. Aber eben nicht immer.

Mit einem Ruck mache ich mich von ihm los, stolpere nach vorn und ziehe Mom mit mir.

Wir sind im Erdgeschoss angelangt, ein breiter Gang öffnet sich vor uns. Die Arbeiter stellen sich an einer von vier Türen an, die rechts und links zu angrenzenden Räumen führen. Ein

Hologramm mit dem Schriftzug *Gesundheitscheck* schwebt über jeder. Weitere Guardians haben sich zwischen ihnen positioniert und sichern mit stoischer Miene den regelten Ablauf.

»Komm.« Ich bugsiere Mom zur ersten Tür rechts. Vor uns befinden sich rund dreißig Leute, aber da der Check meist nur wenige Minuten dauert, wird die Schlange schnell kürzer.

Der Guardian, der uns hergebracht hat, bleibt am untersten Absatz des Treppenhauses stehen und damit dicht bei uns.

Je näher wir der Tür kommen, desto mehr drehe ich innerlich durch. Mom wirkt hingegen so ruhig wie den ganzen Tag noch nicht. Sogar ein Lächeln zupft an ihren Lippen.

Ich traue mich nicht, sie anzusprechen, solange der Guardian in Hörweite ist. Aber ihre Worte geistern in Endlosschleife durch meinen Kopf. Warum will sie, dass ich gehe? Wovor hat sie solche Angst? Wer war –

Wir sind an der Reihe.

Mit zittrigen Fingern drücke ich die Klinke nach unten und betrete mit Mom den weiß gefliesten Raum, der von zahlreichen Hologrammen an den Wänden blau beleuchtet wird.

In der Ecke sitzt ein grauhaariger Mann im Arztkittel. Eine königsblaue Aura leuchtet matt um ihn herum. Er schaut kurz von seinem Holo-Pad hoch, deutet auf Mom und dann zu dem leeren Stuhl neben sich. »Setzen Sie sich und strecken Sie den Arm aus.«

Sie wirft mir einen bittenden Blick zu, bevor sie mich auf die Stirn küsst. Ihr Atem streift über meine Wange. »Denk daran. Egal, was passiert«, haucht sie und lässt sich dann auf dem Stuhl neben dem Arzt nieder.

Er zerrt den Ärmel ihres Overalls nach oben und scannt ihre Identitywatch ein. Unmittelbar darauf zeigen die Hologramme Moms Gesicht, ihre persönlichen und vitalen Daten an. Der Gesundheitsscore lädt noch.

»Dann wollen wir mal sehen, Mrs. Marquez.« Er öffnet durch einen Wisch mit der Hand ihre Werte auf seinem Holo-Pad und

überprüft routiniert die Zahlen. Puls, Atemfrequenz, Blutdruck, Hirnaktivität, Schmerzempfinden – es geht eine Weile so weiter.

Ich zwinge mich, den Blick abzuwenden und auf meine geballte Faust zu starren. Gleich. Gleich fällt es ihm auf.

Wie erwartet hält der Arzt inne. »Blutdruck, Puls und Atemfrequenz waren gestern deutlich zu hoch. Dazu starke Schmerzsignale, die vom Brustkorb ausgingen. Und ab dem Nachmittag sank Ihre Vitalwerte extrem ab, gefolgt von Bewegungslosigkeit, verminderter Hirnaktivität und geringerer Sauerstoffsättigung. Bis jetzt kaum Besserung. Dabei gab es doch seit Ihrer letzten Therapie vor zwei Jahren keinerlei Auffälligkeiten mehr.« Er durchbohrt Mom mit seinem Blick. »Warum jetzt dieser Rückfall, Mrs. Marquez?«

Sie lächelt, sagt aber nichts.

Antworte ihm, Mom, bitte!

Nach weiteren Sekunden des Schweigens halte ich es nicht mehr aus. »Eine Rauchvergiftung, kein Rückfall«, werfe ich laut in die Stille ein, in der Hoffnung, dass er mir die Verzweiflung nicht anhört. »Das Essen ist angebrannt und Mom hat zu viel Qualm eingeatmet. Ich fand sie ohnmächtig vor, sie ist erst heute Morgen aufgewacht.«

Seine Augenbrauen ziehen sich zusammen, er blickt von Mom zu mir und wieder zurück. »Eine Rauchvergiftung? Mh, die Kurzatmigkeit würde passen. Aber ich sehe bei Ihnen keine typischen Schmerzsignale im Kopf, keine Hinweise auf Husten oder Brechreiz. Falls diese Geschichte stimmt, hat erst der depressive Rückfall dazu geführt, dass Sie das Essen haben anbrennen lassen. Aber eine Rauchvergiftung haben Sie definitiv nicht.«

Moms Lächeln bleibt unverändert.

Es macht mich wahnsinnig!

Der Mann ruft ihr Arbeitsprotokoll auf. »Sie sind mit Ihrem täglichen Soll im Rückstand. Das ist nicht gut, Mrs. Marquez. Unsere Stadt kann keine unheilbar Kranken brauchen, bei denen die Arbeitsunfähigkeit zur Gewohnheit wird.«

In diesem Moment ertönt ein leises Pling und die Zahl des Gesundheitsscores bleibt bei neunzehn stehen. Ich spüre, wie in mir etwas berstet. Nein!

»Ihr Score liegt schon wieder im roten Bereich, weit unter dem akzeptablen Minimum von 40«, meint der Arzt missbilligend und schüttelt den Kopf.

Ich trete näher an ihn heran, muss mich zurückhalten, nicht nach seinem Arm zu greifen. »Ich hatte das Fenster wegen des Gestanks stundenlang offengelassen. Wahrscheinlich hat sie sich verkühlt und ist deshalb noch etwas schwach auf den Beinen. Bitte, Sie können sie doch nicht wegen einer simplen Erkältung als dauerhaft arbeitsunfähig melden. Das geht in wenigen Tagen vorbei, dann ist sie wieder auf der Höhe.«

Sein Kopfschütteln fühlt sich wie ein Todesurteil an. »Tut mir leid, ich verstehe Sie, aber Sie kennen die Regeln. Unsere Stadt ist auf jede Arbeitskraft angewiesen und wenn jemand öfter als sechs Mal im Jahr oder zehn Mal in zwei Jahren im roten Bereich landet, sowohl gesundheitlich auch als arbeitstechnisch, dann ist derjenige *raus*. In diesem Fall trifft das zu.« Er deutet auf Mom, die durch ihn hindurchblickt, das stählerne Lächeln immer noch auf den Lippen. »Ihre Mutter hatte mehrere Chancen und hat sie nicht genutzt. Therapien, Medikamente, Kuren. Sie ist zum wiederholten Male rückfällig geworden, verbraucht Ressourcen, ohne etwas an die Gesellschaft zurückzugeben. Und die Aufnahme der Cyclone-DNA ist mit diesem Gesundheitsscore ausgeschlossen.«

Er wischt durch das Hologramm vor ihm. Im nächsten Moment öffnet sich die Tür, durch die wir gekommen sind, und ein Guardian betritt den Raum. Es ist der Blonde mit der Prothese, der uns vorhin abgeholt hat, offenbar ist er auch für unseren Untersuchungsraum zuständig.

Ich stürze nach vorn und stelle mich schützend vor Mom. »Nein, das können Sie nicht machen. Beim nächsten Check in einem Monat werden ihre Werte bei mindestens 50 liegen, das verspreche ich Ihnen!«

Der Arzt erwidert meinen Blick nur ausdruckslos. Ihm ist vollkommen egal, was mit Mom passiert.

»Gehen Sie zur Seite«, herrscht mich der Guardian an. Er legt seine menschliche Hand drohend an die Plasmakanone.

Plan A ist gescheitert. Jetzt muss Plan B funktionieren, sonst ist Mom tot.

»Kann sie wenigstens noch einmal nach Hause, bevor Sie sie wegbringen? Sie muss sich doch noch von allen verabschieden.« Genug Zeit, um Mom im Underground verschwinden zu lassen und ihr eine neue Identität zu verpassen.

Der Arzt stellt sich an meine Seite und legt mir seine Hand auf die Schulter. »Der Transporter steht bereits vor dem Eingang, wir haben heute einige aussichtslose Fälle gehabt. Wir bringen ihre Mutter gleich weg.«

Was? Nein! Diese –

Ich will seine Hand wegschlagen, aber ich bin wie gelähmt. »Das dürfen Sie nicht! Ich ... ich ...«

Was soll ich nur tun? Was kann ich –

In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken. »Nehmen Sie mich auch mit. Ich melde mich freiwillig.« Wenn ich bei ihr bleibe, hat sie vielleicht eine Chance.

Drei Augenpaare starren mich an. Moms Lächeln fällt endgültig in sich zusammen, stattdessen zeichnet sich Entsetzen auf ihrem Gesicht ab.

Der Guardian wirkt unentschlossen, er löst die Plasmakanone aus der Halterung und legt den Finger auf den Abzug. Sein Blick gleitet zum Arzt.

Dieser hebt irritiert die Augenbrauen. »Auf keinen Fall. Sie sind eine wichtige Stütze unserer Stadt.«

»Sie können nicht verhindern, dass ich nicht auch meine Arbeit verweigere und mein Gesundheitsscore dauerhaft unter dem Soll liegt.«

»Miss Marquez, diese Diskussion endet hier, Sie verschwenden meine Zeit.« Er nickt dem Guardian zu, der die Waffe auf mich richtet.

»Juanita.« Moms Stimme lässt mich zu ihr herumfahren. Sie sitzt nicht mehr auf dem Stuhl, sondern steht direkt vor mir. Auf ihrem Gesicht liegt ein trauriger Zug. Und Entschlossenheit. »Es ist in Ordnung, déjame ir.«

Lass mich gehen.

»Denk nur daran, was ich dir gesagt habe. Por favor, mijá.« Sie macht einen Schritt zur Seite und schiebt sich an mir vorbei.

»Nein!« Ich packe sie, will sie zurückziehen, doch sie reißt sich los. Dabei gerät sie ins Stolpern und fällt dem Guardian entgegen. Ein Schuss ertönt. Sie bricht zusammen.

»Mom!« Der Schrei bleibt in meiner Kehle stecken.

Ich höre den Arzt etwas sagen, aber seine Worte gehen im Rauschen meiner Ohren unter, als ich zu ihr stürze.

Sie liegt auf der Seite. Sanft drehe ich sie um und erstarre. In ihrem Bauch klafft eine Wunde, aus der rasend schnell Blut austritt. Die Lache unter ihr breitet sich aus.

»Nein.« Mit bloßen Händen versuche ich, die Blutung zu stoppen. Aussichtslos.

»Jua...« Moms Lippen bewegen sich weiter, aber kein Ton ist mehr zu hören. Ihr Körper erzittert.

Ich lege meine Wange an ihre, spüre ihren heißen Atem auf meiner tränennassen Haut. »Es wird alles gut, Mom. Ich versprech's.«

Sie öffnet kaum merklich ihren Mund. Ich presse mein Ohr daran. »Du ... frei.« Ein Röcheln. »Hilf ...dir ... selbst.«

Ihr Körper bebt heftiger, dann liegt er still.

Krämpfe erschüttern mich, ein Wimmern entweicht mir. Ich grabe die Finger in ihre Kleidung, ihre Haare, beschmiere sie von oben bis unten mit dunkelrotem Blut. Ich muss sie halten, damit sie mir nicht entgleitet. Es gelingt mir nicht.

Moms Blick ist so leer wie gestern Abend, das Gesicht erstarrt, ihre Hände hängen herab. Aber diesmal lächelt sie.

Ihre Aura leuchtet ein letztes Mal kirschrot auf, dann verblasst sie. Wird bleigrau. Schwarz.

Und löst sich schließlich vollends auf.

3

RUßSCHWARZ

Ich starre auf die eingebrannte Stelle am Herd, ohne sie wirklich zu sehen. Wie in Trance fahre ich mit dem Putzlappen darüber. Immer und immer wieder. Aber der Rußfleck, den der heiße Topf mit den verkohlten Tamales hinterlassen hat, bleibt.

Drei Tage sind vergangen, seit der Guardian Moms Leichnam in einen Sack geschoben und weggebracht hat. Seit ich vom Arzt für eine Woche von der Arbeit sowie meinem Sportprogramm freigestellt wurde und eine gewaltige Packung Beruhigungsmittel in die Hand gedrückt bekam. Seit sie beschlossen haben, dass das ausreicht, um meine *Krankheit* zu bekämpfen und mich schnellstmöglich wieder in die Qualitätssicherung von CARELESS zu verfrachten.

Als ob Trauer etwas wäre, das man einfach loswird, wenn man sich nur genug Mühe gibt und Pillen schluckt. Sie hält mich unbarmherzig in ihrem Klammergriff fest, während die Schuldgefühle mich langsam aber stetig wie ein Haufen Felsbrocken unter sich begraben.

Wäre ich an dem Abend zu Hause gewesen, wäre sie noch am Leben. Dann wäre nichts passiert.

Alles ist erfroren, mein Kopf, mein Herz, meine Lunge, mein Blut. Jeder Atemzug schmerzt, jede Bewegung strengt mich an und erzeugt ein unangenehmes Kribbeln in den Gliedmaßen, als ob sie taub wären.

Die meiste Zeit verbringe ich in Moms Bett und starre an die Decke. Klopfe ein unendliches Stakkato auf meinen linken Arm, bis das Farntattoo von roten Flecken umgeben ist. Versuche

krampfhaft, mich auf die üblichen beruhigenden Dinge zu konzentrieren. Wald, Regen, Vogelzwitzchern, Luiz. Immer wieder Luiz. Aber selbst der Gedanke an meinen Bruder hilft nicht. Das Wetter scheint sich meiner Stimmung anzupassen, es regnet seit Tagen ununterbrochen. In den Phasen, in denen ich die Stille nicht aushalte, putze ich, was mir in die Finger gerät.

Vermutlich hat Mom sich in den letzten Jahren nach Luiz' und Dads Tod auch so gefühlt. Wie eine leere Hülle, ein Roboter, der tut, was er eben tut, während die Dämonen in seinem Kopf ihn langsam zermürben.

Mittlerweile bin ich mir sicher. Sie wollte verbannt werden. Dafür sprechen die beseitigten Pillen, ihre Arbeitsverweigerung, das anhaltende Schweigen mir gegenüber und ihre gleichgültige Reaktion, als der Arzt schließlich den Befehl zur Verbannung gab. Warum dann ihre Bitte, ich solle untertauchen? Das ist der Teil, der nicht hineinpasst. Schon ein paar Mal wollte sie sich umbringen, das ist nichts Neues. Aber was hat das Ganze mit mir zu tun? Oder mit der Person, die sie offenbar am Abend vor ihrem Tod besucht hat?

Ich werde es nie erfahren. Sie ist fort. Und ich bin – entgegen ihrem letzten Wunsch – in der Wohneinheit geblieben.

Ein weiteres Leben, das auf dein Konto geht. Wie viele sollen es noch werden?

Ich muss der Stimme in meinem Inneren recht geben. Warum bin ich noch hier? In dieser Wohneinheit, dieser Stadt, diesem Leben. Da ist niemand mehr, dem ich helfen kann. Als ob ich das jemals wirklich getan hätte.

Hilf dir selbst.

Das waren ihre Worte. Aber darin bin ich noch nie gut gewesen. Der Versuch führte jedes Mal zu einer Katastrophe.

»Geh. Endlich. Weg.«, knurre ich den hartnäckigen Fleck auf dem Kochfeld an, während ich wie von Sinnen darauf herumreibe. Erst, als sich der Lappen rot färbt, weil die Haut an meinem Finger aufgerissen ist, stoppe ich.

Blut tropft auf die schwarze Stelle.

»Ach, verdammt nochmal.« Ich pfeffere den Lappen in die Ecke und krame im oberen Schubkasten des Küchenschanks nach einem Pflaster.

Dabei ignoriere ich das blaue Blinken meiner Identitywatch, das mich seit zwei Tagen an eine Nachricht von CLONE5 erinnert. Bis jetzt habe ich sie noch nicht abgespielt. Ich kann einfach nicht. Idonys Stimme zu hören, nach allem, was war, würde mich vermutlich vollends zusammenbrechen lassen.

Blau wechselt zu Rot.

Ach ja, da kam heute Morgen auch diese Videobotschaft von der Regierung. Eigentlich hat jeder Einwohner Minneapolis die Pflicht, diese umgehend anzuschauen. Aber ich kann mich nicht dazu aufraffen. Wenn ich nur daran denke, kommen sofort die Bilder des Guardians, seiner Plasmakanone und Moms leerem Blick wieder hoch.

Da der Himmel draußen immer dunkler wird und erste Blitze, gefolgt von Donnerrollen, in den Wolken zucken, knipse ich frisch verbunden das Licht im Raum an.

Überall in der Wohneinheit kleben Erinnerungen wie eine un-nachgiebige Kruste Dreck. Ich habe geputzt und geputzt, versucht, Ordnung in das Chaos in meinem Inneren zu bringen, um nicht durchzudrehen. Bad, Wohnecke, Schlafzimmer und Küche strahlen vor Sauberkeit. Der beißende Zitronenduft des Putzmittels übertüncht jeden anderen Geruch, etwa den von Moms Parfüm oder ihrem Rosenwaschmittel.

Der Dreck ist weg. Aber die Erinnerungen bleiben, sie lassen sich nicht wegschrubben.

Mein Blick fällt wieder auf die Herdplatte. Die verbrannten Überreste der Tamales habe ich im Topf zusammengekratzt und weggeschmissen, obwohl es mir im Herzen wehgetan hat. Mom musste dafür drei wöchentliche Nahrungslieferungen sammeln und zusätzliches Geld in Downtown für Maisblätter und Salsa-soße ausgeben. Alles umsonst.

Immerhin habe ich im Gefrierfach einen kleinen Vorrat der vegetarischen Rollen gefunden, so bleibt mir die Erinnerung an

sie und der Geschmack meines Lieblingsessens noch etwas erhalten. Mom ist sehr stolz auf dieses alte Familienrezept gewesen, das sie schon von ihrer Nana gelernt hatte. Ich werde es nie so gut hinbekommen. Aber für wen auch?

Erst einmal habe ich andere Probleme. Natürlich kam gleich einen Tag nach ihrem Tod die Nachricht, dass die Lebensmittelration für diesen Haushalt verringert wird, da ich jetzt allein lebe. Prioritäten müssen sein.

Ich schnaube. Mein Brustkorb verkrampft, ich schnappe nach Luft. Mit geschlossenen Lidern atme ich gegen den Druck an und kneife die Fingernägel in meinen Arm, um anderen Schmerz zu erzeugen. Es klappt nicht.

Ablenkung, ich brauche irgendeine Ablenkung.

Schließlich gleite ich neben der Yuccapalme zu Boden. Mit zittrigen Fingern zupfe ich ein verwelktes Blatt ab und suche nach weiteren. Waren die Blätter schon immer so farblos oder hat sich meine Wahrnehmung verändert?

»Jetzt habe ich nur noch euch, meine Lieblinge. Hoffentlich töte ich euch nicht auch noch.« Tränen sammeln sich in meinen Augenwinkeln und laufen Sekunden später über meine Wangen.

Verdammt. So viel zur Ablenkung.

Ich fahre den rauen Stamm entlang und wechsle dann zum Bambus, der wieder gesünder aussieht. Wenigstens einer von uns heilt. Ich gebe ihm einen Schluck Wasser, damit es so bleibt.

Die Stille in der Wohnküche erdrückt mich. Nur das Tropfen der Tränen von meinem Kinn auf den Boden ist zu hören.

Ich schaue erneut zur Yuccapalme. Ihr Anblick hat einen Gedanken in meinem Kopf losgelöst.

Lilah kann ich helfen.

Nach einem tiefen Atemzug wische ich mein Gesicht trocken und starre auf die schwertförmigen Blätter, als ob sie mir Antworten auf die vielen Fragen geben könnten.

Nichts würde ich lieber tun, als meiner besten Freundin zu helfen, aber wie soll ich das anstellen? Es herrscht jetzt schon

über eine Woche Funkstille und ich konnte sie nirgendwo finden. Wahrscheinlich ist ihr etwas zugestoßen.

Mein Atem geht bei dem Gedanken daran wieder schneller. Rasch, um nicht erneut in Tränen auszubrechen, öffne ich STRAWBERRYxxDEVILs Avatar in der Identitywatch. Ich wickle meinen Zopf um das Handgelenk und umklammere den Neonkäfer am Haargummi wie einen Rettungsanker, bevor ich mit der Nachricht beginne.

»Lilah, wo bist du nur? Mom ist ... sie ist ... *tot*. Und du bist spurlos verschwunden. Bitte, kannst du mir nicht irgendein Lebenszeichen schicken, damit ich wenigstens weiß, dass es dir gutgeht?« Meine Stimme bricht endgültig und ich halte inne, um mich zu sammeln. »Ich bin so allein. Wie schaffen Leute das? Wie ... Wie hast du das damals geschafft, als du von deinen Eltern weggegangen bist? Okay, eigentlich warst du ja nicht allein, du hattest deine Grandma und uns. Aber du weißt, was ich meine ...«

Schluss. Ich erzähle dummes Zeug. Wenn ich weiter über dieses empfindliche Thema rede, killt meine beste Freundin mich, sollte sie jemals wieder auftauchen.

Ich räuspere mich. »Wie auch immer, Moms letzter Wunsch war es, dass ich ... die Wohneinheit mal verlasse, um was Neues zu sehen.« Ist das unverfänglich genug, falls LifeTech gerade diese Nachricht abhört? Aber ich muss darüber reden, auch wenn das Gespräch gefährlich ist und einseitig bleibt.

»Bisher habe ich es noch nicht übers Herz gebracht, rauszugehen. Und es hat auch noch niemanden ... interessiert, dass ich hier seit Tagen bin. Vielleicht ist das einfach der Ort, an dem ich sein soll, egal, was ... was passiert. Vielleicht habe ich das verdient, nachdem was mit Luiz und Dad war. Und jetzt mit Mom. Macht das irgendeinen Sinn?«

Mit einem Seufzen fahre ich die Blätter der Yuccapalme entlang. Sollte Lilah tatsächlich diese Nachricht abhören, würde sie die versteckte Botschaft hinter meinen Worten vermutlich nicht

verstehen. Keine Ahnung, was ich mir davon erhoffe, aber der aufgestaute Druck hat immerhin nachgelassen.

»Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll. Aber eins weiß ich: Du musst dich bei mir melden, sonst drehe ich hier bald durch.« Schnell schicke ich die Aufnahme ab.

Dabei fällt mein Blick erneut auf das abwechselnd rote und blaue Leuchten an der Identitywatch. Können sich diese Nachrichten nicht einfach in Luft auflösen?

Mit einem Ächzen stehe ich auf und krame in der Kommode neben dem Sessel nach meinem Eyescreen. Er ist alt, mit dicken viereckigen Brillenrändern. Nichts im Vergleich zu dem hauchdünnen, ultraleichten Modell, mit dem Lilah immer unterwegs ist. In der Schublade liegen auch die Senso-Clips für Arme und Beine, um in der BAY herumzulaufen. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich sie zuletzt benutzt habe. Das ist eher das Ding meiner Freundin. Aber um die Videonachricht der Regierung in guter Qualität anschauen zu können, brauche ich das Teil. Auch wenn ich wirklich keine Lust auf noch mehr Gerede über das Stadtjubiläum habe.

Um Zeit zu schinden, betrachte ich beim Zuschieben der Schublade länger als nötig die Ofrenda, die ich gestern hergerichtet habe. Mom wäre davon nicht begeistert gewesen, weil man diesen mexikanischen Hausaltar nur am Tag der Toten aufbauen darf, damit sie sich aus ihren Gräbern erheben können. Unsere Familienfotos werden auch bloß von Luiz' gebasteltem Papierschädel, einem selbstgehäkelten Kaktus von Mom, zwei Kerzen, etwas Brot und einem Glas Wasser umringt. Zu wenig Opfernaben, keine Blumen, Süßigkeiten oder anderer Schmuck.

Egal. Sie sieht es nicht mehr. Und von mir aus können mich die Toten an jedem Tag des Jahres heimsuchen. Aber das wird nichts, denn es gibt ja kein Grab, nur eine *ressourcenschonende Entsorgung*.

Ich schüttle den aufwallenden Schmerz ab, konzentriere mich stattdessen auf das Foto ganz vorn. Es zeigt uns vier in dem neu

eröffneten Emerald Park. Damals waren wir noch eine glückliche Familie.

Jetzt schau dir diese Nachricht an und quäl dich nicht länger!

Ich drücke rasch den On-Knopf an der Seite des lilafarbenen Eyescreens. Als ich ihn aufsetze, verbindet sich das Gerät mit meiner Identitywatch. Ich sinke in den Sessel.

Die Wohnküche verschwindet vor meinen Augen, stattdessen sehe ich einen Mann mit Halbglatze, dessen Körperumfang dem seines opulenten Schreibtischs in nichts nachsteht. Er hat ein schmieriges Lächeln auf den Lippen. Hinter ihm steht eine junge Frau in einem schwarzen Einteiler stramm wie ein Guardian, ihr rostrotes Haar ist streng zurückgebunden.

Beim Anblick des Mayors und seiner Tochter kochen die Emotionen der letzten Tage in mir über. Ohne Robert Masters und seine Mutanten hätten die Konzerne nie einen Anlass gehabt, das Gesundheitssystem einzuführen und uns alle hier einzusperren. Ohne ihn wäre meine Familie noch vereint und am Leben. Wie ich ihn hasse. Er ist an allem schuld.

Eigentlich ja du.

Ich kämpfe lautlos gegen diese fiese Stimme an und schlage mit voller Wucht gegen die Sessellehne. Der Schmerz lässt mich aufkeuchen, ein Pochen an meiner Schläfe setzt ein.

»Einwohner von Minneapolis, ich grüße Sie herzlich. Wie Sie wissen, feiern wir dieses Jahr das Jubiläum dieser weltweit einzigartigen Gesellschaftsform. Vor zwanzig Jahren, nach einer langanhaltenden Zeit des Krieges, der Spaltung und des Elends haben wir etwas noch nie Dagewesenes erschaffen: Ein friedliches Zusammenleben von Mutanten und Menschen in einer autarken Gesellschaft, in der jeder glücklich sein kann. Dieser Erfolg wurde hart erarbeitet ...«

Noch mehr Lobpreisungen, wie zu erwarten. Wenn das so weitergeht, schreie ich. Das Pochen verstärkt sich, dazu kommt ein heftiges Ziehen in meinem Magen.

»... Mutanten, weder wir Cyclones noch die Sprouts, hatten es je leicht. Unsere Vorfahren und ihre Nachkommen mussten

sich nach dem Atomkrieg nicht nur mit der Verstrahlung und den damit verbundenen massiven Veränderungen ihrer DNA auseinandersetzen. Nein, sie wurden auch jahrzehntelang von den Menschen gejagt, die vor den neu erlangten Fähigkeiten der Mutanten Angst hatten. Das führte bald zu ...«

Ruckartig zupfe ich eine Franse aus dem Sesselbezug nach der anderen. Im Schulbereich der BAY haben sie uns diese Geschichte ständig erzählt. Die Mutanten konnten nichts dafür, dass der nächste Krieg ausgebrochen ist. Das war allein die Schuld der Menschen, die sie nicht akzeptieren wollten.

Ich schüttle den Kopf. Alles Lügen! Mom und Dad haben uns die Wahrheit erzählt, nämlich, dass der eigentliche Konflikt zwischen den beiden Mutantenspezies entstanden ist. Und dass die Menschen sich nur einmischten, um sie alle loszuwerden.

»... im letzten Krieg wurden die Sprouts mitsamt ihrer Fähigkeit, Zellen zu vermehren, ausgerottet und wir nur knapp zweihundert überlebenden Cyclones flohen hierher, weit weg von der restlichen Zivilisation und den Kämpfen. Es vergingen zehn Jahre, in denen wir gemeinsam mit unseren Konzernfreunden von LifeTech, CARELESS und Rochesters & Sons einen ambitionierten Plan entwickelten. Wir wollten gemeinsam mit Ihnen, den vom Krieg traumatisierten Bürgern Minneapolis', den Frieden dauerhaft wahren und zu neuer Stärke gelangen. Dabei ist bis heute die Gesundheit, der Wohlstand und die Sicherheit jedes Einzelnen unser oberstes Gebot. Denn nur, wenn Sie sich rundum wohlfühlen, können Sie Ihren Beitrag zu dieser Gemeinschaft leisten und damit auch Ihren Nachkommen ein glückliches, autarkes Leben garantieren. Seien Sie stolz auf sich, Sie zeigen dem Rest der Welt jeden Tag mit großem Erfolg, wie Frieden und Menschlichkeit in einer gesunden und wohlhabenden Gesellschaft funktionieren. Gemeinsam haben wir Großes erreicht!«

Ohne zu blinzeln starre ich Robert Masters an, der selbstzufrieden in die Kamera schaut. Die Worte des Mayors klingen toll, das muss ich ihm lassen. Wenn ich nicht bereits meine

ganze Familie an dieses System verloren hätte, könnte ich ihm fast glauben. Er schafft es, den Arbeitszwang, die Verbannung der Kranken und das Opfern von Kindern für das Erstarken der Mutantenspezies als etwas darzustellen, das für das größere Wohl sorgt und deshalb in Ordnung ist.

Ich schiebe die Hände unter meine Oberschenkel, um den Sesselbezug nicht vollends zu zerstören.

»... das nicht so leicht ist.«

Was ist nicht so leicht? In den paar Sekunden meines inneren Aufruhrs habe ich seine nächsten Sätze überhört.

Sein Lächeln wackelt kurzzeitig, aber vielleicht bilde ich mir das nur ein. »Unsere Cyclone-DNA, dank derer wir im Gegensatz zu den Sprouts Zellen *auflösen* können, ist aufgrund ihrer enormen Leistungsfähigkeit eine Herausforderung für Mensch und Mutant. Nur die Stärksten sind ihr gewachsen. Dementsprechend findet bei Cyclones bereits im Mutterleib eine natürliche Selektion statt, welche zu einer niedrigen Geburtenrate führt. Und es erreichen nur diejenigen von uns ein hohes Alter, die ihrer DNA standhalten. Deshalb, verehrte Bürger von Minneapolis, liegt auch die Chance, dass die manuelle DNA-Übertragung auf Menschen Erfolg hat, bei gerade einmal fünf Prozent – nicht neunzig Prozent, wie bei der Sprout-DNA. Fünf Prozent der Menschen, die die nötige Resilienz mitbringen, um das Cyclone-Gen mit Würde zu tragen und die damit einhergehenden Fähigkeiten zu entwickeln ...«

Fähigkeiten. So hat Luiz die Modifikation der Mutanten früher auch immer mit glänzenden Augen bezeichnet. Mein Magen verknotet sich bei der Erinnerung an meinen Bruder. Ich sehe den MOD, wie die Modifikation von allen nur genannt wird, mittlerweile als Waffe an. Denn Cyclones sondern ein Sekret über die Haut ab, das durch ihre enorm hohe Körperwärme bei Austritt aus den Poren gasförmig wird und alles zerstört, was es berührt. Tödlicher geht es kaum.

»... davon lassen wir uns nicht abschrecken, wissen wir doch, dass diese fünf Prozent es wert sind und die DNA zu kostbar ist,

um verloren zu gehen. Deshalb scheuen wir keine Kosten und Mühen, um nach euch zu suchen – euch fünf Prozent, die stark genug für eine Übertragung sind. Wir investieren in unsere vielfältigen Gesundheitsprogramme, in Freiwilligenangebote, hochentwickelte Laborversuche, Leihmütterschaften und natürlich in die sorgsame Auswahl der Kinder, die die Zukunft der Cyclones darstellen.«

Mein ganzer Körper wird bei seinen Worten von einem Kribbeln durchzogen.

Versuchsobjekte. Das ist das Wort, das Mom für uns eine Million Einwohner hatte. Mehr sind wir in den Augen der Mutanten und der Konzerne nicht. Aber immerhin haben wir so einen Nutzen für sie, sonst wären wir schon längst tot. Gestorben an einer gescheiterten DNA-Übertragung, weil Menschenleben in dieser Stadt nichts bedeuten.

»... damit die Zukunft für uns alle – Mensch wie Mutant – strahlend wird, darf ich Ihnen heute bahnbrechende Fortschritte in unserer Forschung vorstellen. So können wir das Risiko bei einer DNA-Übertragung auf das absolute Minimum senken!«

Er setzt sich aufrechter hin, faltet die Hände neu vor dem Oberkörper, dann vertieft sich sein Lächeln.

Ich atme tief ein und aus.

Absolutes Minimum. Das kann alles heißen. Aber es bedeutet auch, dass sie nicht aufhören werden, über Leichen zu gehen, um die Anzahl der Cyclones wieder auf zehntausend zu erhöhen. So viele waren es vor dem Krieg. Wie viele Leute werden noch sterben, bis sie irgendwann ihr Ziel erreichen? Wenn sie das jemals tun. Dad meinte mal, Mutationen entwickeln sich stetig weiter, um zu überleben. Wenn das im Fall der Cyclones nicht von allein passiert, sollte ihnen das zu denken geben.

»... feiern einen Durchbruch bei der Genforschung, der uns ein völlig neues Konzept mit Erfolgsgarantie ermöglicht! Wenn zu Ihrer Blutsverwandtschaft ein Glücklicher zählt, der bereits seine Resilienz bei der Übertragung bewiesen hat und ehrenvoll

in die Reihen der Cyclones aufgenommen wurde, zählen auch Sie ab sofort zu diesem auserlesenen Kreis. Denn unsere DNA verschafft Ihnen nicht nur einzigartige Fähigkeiten, die sie vor jeder *Bedrohung* schützt.« Er zwinkert in die Kamera. »Sie erhöht unter anderem auch Ihre Vitalwerte auf ein Maximum und treibt Sie zu sportlichen Höchstleistungen an. Meine Tochter Caitlyn wird Ihnen jetzt alles genau erläutern und in den nächsten Tagen auf Sie zukommen, damit Sie so schnell wie möglich die Annehmlichkeiten Ihres neuen Lebens genießen können.«

Er lächelt der jungen Frau hinter ihm zu, aber sie nickt bloß knapp, keine Gefühlsregung ist ihrem Gesicht zu entnehmen. Ihre grauen Augen starren direkt in die Kamera, scheinen mich zu durchbohren. Ich erinnere mich, wie vor ein oder zwei Jahren an ihrem achtzehnten Geburtstag in den Nachrichten verkündet wurde, dass sie eines Tages die Nachfolge des Mayors antreten wird. Auch damals zeigte sie keinerlei Reaktion.

Ring.

Ich zucke heftig zusammen und beiße mir dabei fast auf die Zunge. Mit einem Ruck reiße ich den Eyescreen vom Gesicht und blinzle ein paar Mal, um im schummrigen Licht der Deckenlampe etwas in der Wohneinheit zu erkennen.

Was war das?

Ring. Jemand klingelt an der Wohnungstür.

Wie erstarrt hocke ich im Sessel, unschlüssig, was ich tun soll, und blicke zur Tür. Die Klingel ertönt wieder und wieder.

Wer ist das? Einer der Nachbarn? Seth?

Ich bin schon auf halbem Weg zur Wohnungstür, als mir ein anderer Gedanke kommt. Ein Gedanke, der mich abrupt zum Stehen bringt.

Was, wenn es die Person ist, die Mom am Abend vor ihrem Tod besucht hat? Was, wenn sie ... jetzt etwas von *mir* will?

Du darfst nicht nach Hause zurückkehren. Das ist deine einzige Chance, zu überleben.

Ring.

Mit Moms Worten in den Ohren, die ich jetzt langsam bereue,

ignoriert zu haben, schleiche ich zurück in die Küche. Hier muss es doch etwas geben, was ich als Waffe verwenden kann. Ich atme unbewusst flacher, während ich die Schubladen durchsuche. Mein Magen fühlt sich an wie ein Stein.

Ring. Ring. Riiiiing.

Bewaffnet mit dem Gemüsemesser mache ich mich auf den Weg zur Wohnungstür. Das Klingeln ertönt mittlerweile alle paar Sekunden, zerrt an meinen bereits angespannten Nerven.

Ich reiße die Tür auf.

Ein spitzer Schrei, dann fällt mir jemand entgegen. Ich strecke instinktiv die Hand ohne Messer aus, fange die überraschend kleine Person auf und schiebe sie von mir.

Es ist Emma, Seths jüngste Tochter. Das kleine blonde Mädchen sieht erschrocken aus, aber langsam kehrt ihr übliches Strahlen auf ihre Pausbacken zurück. Ihre orangefarbene Aura hüpfte freudig um sie herum. »Juju, du lebst ja doch.«

»Hey«, gebe ich lahm zurück und bereue mal wieder, dass ich einmal, als ich auf sie aufpasste, eine Nachricht von Lilah abgespielt habe, in der sie meinen Spitznamen verwendete.

Möglichst unauffällig lasse ich das Gemüsemesser hinter der Tür zu Boden fallen. »Bist du ganz allein hier oben? Wo sind dein Dad und deine Schwester?«

In diesem Augenblick ertönen Schritte auf der Treppe, dann tauchen wie gerufen Seth und seine ältere Tochter Isabel auf. Das Mädchen wirkt so gelangweilt wie immer. Sie hält es nicht einmal für nötig, ihren Eyescreen abzusetzen, sondern funkelt mich durch die Gläser nur genervt an. Düsteres Grün wie das einer Moosflechte umgibt sie wie ein Kokon.

Ich ignoriere sie und wende mich Seth zu, der einen Kopf kleiner als ich ist. Er fährt sich durch seine halblangen Haare, die ihn zusammen mit seiner hellblauen Aura für mich irgendwie wie ein großes Baby aussehen lassen. Nicht wie den Liquiddealer, der er ist.

»Entschuldige die Störung, Juana«, nuschelt er atemlos und

zieht seine Jüngste zu sich heran. »Ich weiß, du bist vermutlich noch sauer auf mich. Wegen dem ... Liquid –«

»Schon gut«, unterbreche ich ihn rasch und meide seinen Blick. Nicht nur, um jetzt keinen erneuten Streit über das Dealen und seine Prinzipien anzufangen, sondern weil ich nicht weiß, wie fertig ich nach den letzten Tagen aussehe. »Sorry, dass ich dich so angefahren habe. War unnötig.«

Er tritt von einem Fuß auf den anderen. »Ähm ... Genau ... Jedenfalls ... Wir wollten dir bloß unser Beileid aussprechen. Das mit deiner Mutter ist wirklich schlimm, wir mochten sie. Ihr hattet es nicht leicht und ich hatte immer gehofft, dass es eines Tages ...« Er stockt, zupft erneut an seinen Haaren, bevor er mir ein verkrampftes Lächeln schenkt. »Also ..., wenn du etwas brauchst oder reden willst, wir sind da, okay? Und Emma hat noch eine Kleinigkeit für dich.«

Das kleine Mädchen hält mir etwas entgegen. Eine Packung rosafarbener Kaugummis. »Die mochtest du so gern, als du zum Spielen da warst.« Sie drückt mir die Schachtel in die Hand.

»Das ist sehr nett, Emma, danke.« Meine Stimme ist belegt. Ich bewege mich sachte nach hinten, schiebe die Tür Stück für Stück wieder zu. »Ja, also dann ...«

»Und entschuldige nochmal, dass ich letztens so unhöflich zu dir war, als wir uns im Flur begegnet sind. Hätte ich gewusst, dass da deine Mutter –« Seth stockt, schüttelt den Kopf und winkt mir halbherzig zum Abschied zu, bevor er seine Mädchen die Treppe hinunterscheucht. »Gut, ja, wir gehen dann mal wieder und lassen dich in Ruhe.«

Isabel rennt die Stufen hinab, Emma hüpfte deutlich langsamer hinterher, aber dann ist auch sie verschwunden.

Ich atme tief ein und aus.

Seths Worte geistern noch in meinem Kopf herum. Dann trifft mich ein Gedanke wie ein Blitzschlag.

Mein Herzschlag beschleunigt sich. »Seth? Warte!«

Sein Kopf taucht wieder über dem Geländer auf. »Ja?«

»An dem Abend, als wir uns im Treppenhaus gesehen haben

... als –« Ich gerate ins Stocken. »Meine Mutter hatte an dem Abend Besuch. Hast du vielleicht gesehen, wer bei ihr war? Oder ist dir sonst etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

Er wiegt ein paar Sekunden lang nachdenklich den Kopf hin und her. »Mh, tut mir leid, ich bin vielleicht eine Stunde vor dir heimgekommen, war noch kurz bei Tommy in der Wohneinheit, aber ich habe nicht auf die Leute im Flur geachtet.«

Das Pochen in meinem Brustkorb nimmt wieder eine normale Geschwindigkeit an. Einen Versuch war es wert. Ich trete einen Schritt zurück und packe die Klinke. »Schade. Danke trotz–«

»Aber warte. Doch, mir ist etwas aufgefallen. Kurz bevor ich den Containerturm betreten habe, ist so ein protziger Truck mit getönten Fensterscheiben und einem Guardian als Fahrer weggefahren«, unterbricht mich Seth mit hochgezogenen Augenbrauen. »Ich weiß noch, wie ich dachte, dass sich da jemand aber gewaltig im Viertel geirrt hat.« Er lacht wiehernd.

Ich starre ihn an.

Das klingt nach Geld und Einfluss, nach Oberschicht. Aber warum sollte uns einer von diesen Leuten aufsuchen?

»Danke, das hilft mir schon weiter«, erwidere ich, obwohl es nicht stimmt, und nicke ihm zum Abschied zu. Heftiger als beabsichtigt schließe ich die Tür. Von innen lehne ich mich gegen sie und versuche, meine Atmung zu kontrollieren.

Was hat das alles zu bedeuten? Oder interpretiere ich da zu viel hinein? Der Wagen könnte auch einfach zufällig vorbeigefahren sein. Will ich nur, dass es etwas mit Moms seltsamen Verhalten vor ihrem Tod zu tun hat, um eine Erklärung dafür zu finden und mich nicht mit dem Offensichtlichen zufriedenzugeben? Dass sie sich den Besucher während des Schubs nur eingebildet hat – und ich ihr aufgrund des fremden Parfüms geglaubt habe?

Mit einem Stöhnen fahre ich durch meinen Zopf. Das blaue Blinken an meinem Handgelenk ist immer noch da und erinnert mich an Idonys Nachricht.

Versteck dich im Underground.

Und wenn Mom nicht fantasiert hat? Wenn wirklich jemand –
Verdammt nochmal!

Mit zitternden Fingern tippe ich auf den blauen Umschlag.

»Juana, ich bin's. Du wolltest ja letztens mehr Freude haben.
Ich weiß, ich sagte, dass ich sie dir erst in einer Woche beschaf-
fen kann. Aber jetzt habe ich doch schon eine Ladung erhalten.
Wie sieht's aus, kommst du vorbei?«

Da ist es wieder, das heftige Ziehen in meinem Magen. Am
liebsten würde ich ihr sofort antworten, dass sie sich ihre Pillen
sonst wohin stecken kann. Es ist zu spät, jetzt brauche ich ihre
Hilfe nicht mehr.

Versteck dich im Underground.

Ich balle die Hände zu Fäusten.

Ach, bei der beschissenen Yuccapalme! Na gut, ich werde
Idony aufsuchen, aber nicht, um mich zu verstecken. Ihr unter-
steht ein kleines Netzwerk aus Tradern und Hackern. Die hätten
die Mittel, um herausfinden, was an dem Abend vor vier Tagen
passiert ist. Ich weiß, dass dieses Wissen Mom nicht zurück-
bringt. Aber ich muss dem Drängen in meinem Inneren nach-
gehen, um irgendwann, an einem Tag in weiter Ferne, vielleicht
damit abzuschließen.

Mein Blick bleibt an der Yuccapalme hängen. Ein Prickeln
setzt in meinem Nacken ein, die Härchen stellen sich auf.

Idony könnte meine spurlos verschwundene beste Freundin
für mich suchen. Warum habe ich daran nicht schon eher ge-
dacht? Beinahe erleichtert stoße ich die angehaltene Luft aus.

Keine Angst, Lilah, ich werde dich finden.

4

EIERSCHALENWEIß

Ich betrachte den Himmel durch die angelaufene Scheibe der Haustür. Endlich hat es aufgehört zu regnen. Die Sonne lässt sich zwar nicht blicken, aber es ist spürbar wärmer geworden. Mein Körper kribbelt bei dem Gedanken, die Wohneinheit zu verlassen, in den letzten Tagen bin ich förmlich mit ihr verschmolzen.

Dieses Kribbeln fühlt sich berauschend an, weil ich den Kopf aus dem Sog der Trauer und Sinnlosigkeit emporstrecke und wieder ein Ziel vor Augen habe. Gleichzeitig schlägt es immer wieder in ein scharfes Brennen um. Wie wird die Welt da draußen jetzt sein, ohne Mom an meiner Seite? Ich wappne mich für den Schmerz, der unweigerlich kommen wird, und fühle mich dennoch nicht bereit.

Es nützt alles nichts. Ich muss vor die Tür gehen, um meinen Plan umzusetzen. Vielleicht tut mir auch etwas Ablenkung gut. Gefühle aus, Welt an. Oder so ähnlich.

Immerhin ist das nicht der erste Verlust eines engen Familienmitglieds, ich bin also mittlerweile geübt darin, weiterzumachen. Ich stumpfe mit jedem Tod mehr ab.

Red dir das nur ein, als wäre es irgendeine Leistung ...

Als ich mit klopfendem Herzen über die Schwelle des Containerturms trete, schlägt mir eine Mischung aus schwüler Luft und Abfallgestank entgegen. Der viele Regen hat die Müllberge, die sich sonst am Straßenrand türmen, aufgeweicht und überall auf dem Asphalt verteilt.

North Loop von seiner schönsten Seite.

Ich halte mir routiniert die Nase zu und bin froh, Emmas Kaugummi im Mund zu haben, um meine Sinne zu vernebeln.

Mit sorgsam gesetzten Schritten bahne ich mir den Weg um unseren Block herum in Richtung Downtown, darauf bedacht, nicht auf der glitschigen Masse auszurutschen. Gar nicht so einfach mitten in der Rushhour, in der gefühlt jeder Einwohner des Arbeiterviertels auf den Straßen unterwegs ist. Ihre Gespräche umgeben mich und erinnern mich an die immer gleichen Tage, an denen Mom und ich Seite an Seite den Weg in den nördlichen Zipfel von North Loop bis zum riesigen, weißen Konzerngebäude von CARELESS gingen.

Schon nach wenigen Minuten ist meine Kehle wie zugeschnürt und mein Herz rast. Mir ist das alles zu viel. Der Lärm der Gespräche, der Gestank, die vielfarbigen Auren um mich herum. Und die Erinnerungen, die alle paar Meter durch irgendwas getriggert werden und Flashbacks vor meinem inneren Auge hervorrufen.

Die Graffiti-Grinsekatz an der Hauswand, die Mom die Beschützerin unseres Blocks nannte, weil sie eines Morgens plötzlich da war und kein Putzmittel sie entfernen konnte.

Das Nachbarskind zwei Containertürme weiter, das Mom ein Stück Schokolade geschenkt hat, als diese an Luiz' drittem Todestag mitten auf der Straße in Tränen ausgebrochen ist.

Der Sammelpunkt für die Auslese, an dem wir beide schon mehrmals mit zittrigen Gliedmaßen gewartet haben – mal mit Luiz und Dad, und dann auch ohne die beiden.

Das Schild *Ausgangssperre*, das so verblichen ist, dass jemand aus den verbliebenen Buchstaben A, U, S und P eine *Hausparty ab 22 Uhr* gemacht hat. Mom hat jedes Mal gelacht, wenn wir auf unserem Weg zur Arbeit daran vorbeigelaufen sind. Meistens blieb es dann bei dem einen Lachen am Tag.

Ich bleibe stehen.

So viel zur Ablenkung vom Schmerz. Er frisst sich wie ein Ungeheuer durch meine Eingeweide, bis ich mich krümme und japse. Zum Glück interessiert es keinen der Menschen auf der

Straße, die jetzt einfach einen Bogen um mich herum machen. Ich bin in der Masse unsichtbar.

Atme den Schmerz weg! Du hast etwas vor, konzentrier dich.

Ich fokussiere meinen Blick auf die Transporter des Recyclingdienstes, die in den Straßen stehen. Sie kommen kaum nach, alles wegzuräumen. Dafür, dass sich die Regierung die Gesundheit der Einwohner auf die Fahne geschrieben hat, gehen sie mit der Hygiene ziemlich fahrlässig um. Gesundheit ja, aber nur, solange man es auch wert ist. In North Loop sind wir das nicht. So wie die Mitarbeiter des Recyclingdienstes, die Überstunde um Überstunde schrubben. Sie wurden bereits aussortiert, stehen kurz vor der Verbannung, deshalb können sie auch gesundheits-schädliche Jobs übernehmen.

Der Schmerz wird von gleißender Wut übertüncht, die ich schnell wieder in das Loch zurückstopfe, aus dem sie gekrochen ist. Wieder nicht der richtige Zeitpunkt dafür.

Ich wische an der Kante des Gehwegs Eierschalen ab, die an meinem Schuh kleben, dann beschleunige ich meine Schritte.

Hatten vor einer Weile nicht ein paar Cyclones die Idee, den Müll mithilfe ihres MODs zu entfernen? Heute würde es sich definitiv lohnen. Aber natürlich war dieses *Sozialprojekt* wieder nur eine einmalige Sache. Nichts, was den Leuten auf Dauer hilft. Genau wie die Parks, die sie damals zwischen den Türmen angelegt haben. Schon nach einem Monat waren diese kostbaren Flecken Natur von dem Meer aus Müll überflutet.

So wie der Emerald Park, wo wir früher alle vier –
Stopp! Hör damit auf!

Ich schaffe es tatsächlich, nicht mehr an gefährliche Themen zu denken, die mich doch noch völlig umhauen könnten. Zumindest, bis ich den Containerturm passiere, in dem Lilahs Grandma wohnt. Mein Magen zieht sich zusammen, als ich mich an das letzte Mal erinnere, als Mom und ich gemeinsam bei ihr waren. Damals ging es ihr gerade etwas besser. Lilah und ich haben Plätzchen gebacken, Mom hat gelächelt, ein guter Tag.

Okay, es ist gleich geschafft, denk einfach an deine Freundin!

Mein Herz macht einen vorsichtigen Hüpf. Vielleicht finde ich heute immerhin heraus, wo sie steckt. Sie habe ich noch nicht aufgegeben.

Eine Böe wirbelt Abfall auf dem Weg auf und rüttelt an den Solarpaneelen der Türme. Das Klappern begleitet mich genau wie das Meer aus Menschen bis zur südlichen Grenze North Loops, die nahtlos in Downtown übergeht.

Die Containertürme verschwinden. Es wird augenblicklich heller, da das Tageslicht endlich bis zum Boden vordringen kann. Die eng stehenden Blöcke machen heruntergekommenen Backsteinbauten mit Läden für den täglichen Bedarf und einer regelrechten Flut aus Zelten dazwischen Platz. Die Leute, die sie betreten oder verlassen, sehen allesamt erschöpft aus. Entweder, weil sie in den wenigen Stunden zwischen zwei Arbeitszyklen nicht an der frischen Luft waren und bloß durch ihre Eyescreens gestarrt haben. Oder weil sie auf einem Liquidtrip sind.

Lilah hängt auch sehr gern in den Spielhöhlen ab, um in der BAY X-TREK zu zocken. Ich verziehe das Gesicht. Das ist nicht meine Welt. Bisher konnte ich mich zum Glück immer herausreden, wenn sie mich angebettelt hat, mitzukommen.

Der einzige Vorteil heute ist, dass um diese Uhrzeit nur die Nachtschichtler hier anzutreffen sind, da die meisten Arbeiter tagsüber beschäftigt sind. Aber es sind immer noch zu viele Menschen für meinen Geschmack. Körper an Körper geht es weiter durch die engen Wege, es stinkt nach Schweiß, Urin und wie in North Loop auch nach Müll. Eine Dunstglocke begräbt das Viertel unter sich.

Ohne Unterlass kaue ich auf dem süßen Kaugummi herum.

Vor dem Lebensmittelgeschäft herrscht Gedränge, wie immer, wenn es eine neue Lieferung gibt. Wüste Beschimpfungen über-tönen das Geschnatter der Leute, ein Streit muss am Eingang ausgebrochen sein.

Mit einem Ruck ziehe ich die Kapuze meines Hoodies tiefer ins Gesicht, dann schiebe ich mich durch die Menge nach vorn. Der Verkäufer, ein junger rotbäckiger Typ, taucht vor mir auf.

Er zupft an seinem Bart und beobachtet mit finsterner Miene, wie seine frischangelieferte Ware in Mitleidenschaft gezogen wird, als die Streitenden sich gegenseitig die Pakete wegnehmen.

Seine fliederfarbene Aura leuchtet hell, so aufgebracht ist er. »Wenn sich nicht gleich alle beruhigen, mach ich den Laden dicht. Ich kann nichts für die kleineren Rationen, also bitte, reißen Sie sich zusammen! Sonst gibt es für niemanden etwas.«

Als sein Blick in meine Richtung gleitet, schiebe ich die Kapuze ein Stück zurück. Seine Augen verengen sich. Er ist einer von Idonys Leuten. Diesen Eingang zum Underground benutze ich am häufigsten, deshalb kennt er mein Gesicht.

Fragend hebe ich die Augenbrauen.

Er nickt kurz angebunden, dann widmet er sich wieder den Streithähnen vor sich, die eine Prügelei anfangen und dabei Milchpackungen und Obstkisten umstoßen. Die wartenden Leute feuern sie an, ein Tumult bricht aus.

Ich kann sie verstehen. Nicht nur die Rationen werden wöchentlich kleiner, die besonderen Lebensmittel wie Fleisch oder Schokolade gibt es schon seit Monaten nicht mehr. Die Bevölkerung ist stinksauer.

»Sofort aufhören!« Der Verkäufer stürzt nach vorn.

Ich nutze die Ablenkung und betrete das Geschäft, zwänge mich vorbei an halbvollen Gemüseauslagen und Regalen mit Konservendosen, weiche den Einkaufenden und sperrigen Kühltruhen aus. Nachdem ich mich vergewissert habe, dass mich niemand beobachtet und die Kamera an der Decke in die andere Richtung schaut, schlüpfe ich durch die Kellertür.

Schlagartig wird es ruhiger und kühler, ich blinzle gegen das dämmerige Licht der Funzel an der schrägen Decke an. Mit raschen Schritten steige ich die Kellertreppe hinab und laufe durch den vollgestopften Raum bis zur Wand am Ende.

Die Bodenplatten vor mir sehen alle gleich aus, aber die dritte von links in der zweiten Reihe sitzt lockerer als die anderen. Vorsichtig fahre ich mit dem Finger die Fuge entlang, bis er auf

etwas Festes stößt. Ich heble die Platte nach oben und offenbare das schwarze Loch darunter. Sofort schlägt mir der Gestank der Abwasserkanäle entgegen.

Mir wird übel, an meiner Schläfe pocht es. Warum muss sich der Underground auch unbedingt dort verstecken?

Das Loch ist groß genug für eine Person. Ohne Zeit zu verlieren, rutsche ich zum Rand und stelle meine Füße auf die versteckte Leiter, die nach unten führt.

Als ich die Bodenplatte wieder über mir einraste, wird es dunkel. Ich taste nach meinem Zopf und drücke den Knopf am Neonkäfer. Pinkfarbenes Licht flammt auf. Wenn Dad wüsste, dass ich das Nachtlit, das er mir als Kind schenkte, heute für Diebstähle und Wanderungen in der Kanalisation verwende ...

Meine Füße berühren mit einem platschenden Geräusch festen Boden. Ein Steintunnel erstreckt sich links und rechts von mir, in der Mitte fließt das dunkelbraune Wasser. Weitere Tunnel zweigen alle paar Meter ab.

Als ich mit knapp elf Jahren das erste Mal hier unten war, hätte ich mich in dem gigantischen Netzwerk aus Gängen verlaufen, wäre Idony nicht gewesen. Sie hat mich gerettet.

Dummes Herz. Dummes Hirn. Lasst mich in Ruhe!

Vorsichtig schiebe ich mich an der Wand entlang, der Weg ist kaum einen halben Meter breit. Der Gestank des Abwassers bereitet mir mit jeder Minute stärkere Kopfschmerzen. Nach der vierten Abbiegung gelange ich an eine unscheinbare graue Wartungstür, die immer offensteht. Sie führt in einen endlosen geraden Gang, zum Glück ohne Wasserrinne und damit auch ohne Gestank. Meine Schritte verhallen dumpf, als ich an einer Weggabelung stoppe. Ich nehme den linken von drei möglichen Gängen und erreiche schließlich mein Ziel.

Eine weitere Tür, an der blauer Lack abblättert und jemand mit Graffiti eine Lilie darüber gesprayed hat. Ich hebe meine Hand, halte aber inne.

Wie lautete der Hinweis in CLONE5s letzter Nachricht?

Wenn wir Apfelkuchen backen wollen, musst du noch etwas mitbringen: drei Äpfel, zwei Eier und fünf Liter Milch.

Immer wieder Kuchen! Die Abhörstelle bei LifeTech muss uns für wahre Backfanatiker halten, so oft verwendet sie diesen Spruch. Kopfschüttelnd folge ich ihrer Anweisung.

Dreimal klopfen. Pause. Zweimal. Pause. Fünfmal.

Nichts passiert. Ich werfe einen prüfenden Blick auf die Uhrzeit auf meiner Identitywatch. Zehn Uhr morgens, ich bin pünktlich. Langsam zähle ich bis dreißig, dann wiederhole ich das Klopfzeichen nochmal. Hat sie mich vergessen?

Endlich höre ich leise Schritte. Ein Schaben, ein Klicken, dann öffnet sich die Tür ein Stück. Kaltes weißes Licht sticht hervor und blendet mich.

Ich trete über die Schwelle und schließe sofort hinter mir ab. Dann erst wende ich mich um. Ein Druck auf den Käfer an meinem Zopf Gummi genügt und das pinkfarbene Licht geht aus. Der winzige, mit vergilbten Fliesen überzogene Empfangsraum von Idonys Zelle, in dem ich nun stehe, sieht so wenig einladend aus wie immer.

»Hast du noch geschlafen oder wa-« Als mein Blick auf einen dünnen Typ mit Schnauzer und Holo-Pad trifft, der statt Idony an der Wand hinter der Tür lehnt, stocke ich mitten im Satz. »Wer bist du denn? Wo ist Id- ... CLONE5?«

Auf seiner Stirn, halb verborgen unter einer Haartolle, bildet sich eine Furche. Das Gelbgrün seiner Aura ist so blass, dass ich es fast übersehen hätte. »Mein Name ist Adrian. Sie hat mich gebeten, dich abzuholen und zu ihr zu bringen«, erwidert er in einschläferndem Tonfall. »Leider ist es heute etwas stressig und ihr vorheriger ... Termin dauert länger.«

Mir entgeht nicht der kritische Blick, mit dem er mich von oben bis unten mustert. Seine Augen bleiben an den Neonboots hängen. »Du bist also BUTTERCUP?«

Ich hebe die Augenbrauen, als ich die Verachtung spüre, mit der er meinen Avatarnamen aus der BAY ausspricht. Das war Dads Kosename für mich als Kind. Meine erste Identitywatch,

die ich mit sechs Jahren erhalten hatte, wurde noch auf JUA<3NITA registriert. Aber Mom hat in den Tagen nach Luiz' Verschwinden aus Versehen einen Schwall kochendes Wasser darüber gegossen, als ich das Teil zum Aufladen auf die Küchenanrichte gelegt hatte. Nicht ihr einziges Missgeschick in dieser Zeit. Da ich genauso unzurechnungsfähig war, hat Dad bei dem neuen Gerät wieder den Namen für mich vergeben. Tja.

Klar ist BUTTERCUP mir mittlerweile peinlich, aber ändern kann ich ihn nicht, das kann keiner. Und das weiß der Typ auch.

Ich forme eine Kaugummiblase und lasse sie platzen. »Richtig, die bin ich. Seit wann braucht CLONE5 einen Laufburschen? Oder bist du bloß der Türsteher?« Wenn ich nicht von Lilah wüsste, dass nur die neueste Generation Identitywatches, die sie an die Kleinkinder verteilen, geortet werden kann, würde ich ihn für einen eingeschleusten Spion von LifeTech halten, so deplatziert wirkt er hier.

Er schnappt übertrieben nach Luft. »Assistent, wenn ich bitten darf. Und ja, ihre Geschäfte laufen so gut, dass sie Unterstützung benötigt. Das wüsstest du, wenn du sie nicht nur dann kontaktieren würdest, sobald du etwas brauchst.«

Was bei der verflixten Yuccapalme ist mit diesem Typ los? Und vor allem, was hat Idony ihm über mich erzählt?

Bevor ich ihm eine bissige Antwort geben kann, dreht er sich ruckartig um und stakst auf die einzige andere Tür im Raum zu. »Komm mit. Sie hat nicht ewig Zeit.«

»Aye, aye, Sir«, murme ich so leise, dass er es unmöglich hören kann.

Ich betrete nach ihm den Hauptraum von Idonys Zelle, dessen Decke, Boden und Wände aus grauem Beton bestehen. Insgesamt sechs Tische mit Stühlen wurden in den schmalen Raum gequetscht, Neonröhren tauchen das Holz und die Leute drumherum in schummriges türkisfarbenes Licht. Die Stoffkabinen für Ausflüge in die BAY an der linken Wand sind besetzt.

Halblaute Gespräche dringen an mein Ohr, als ich die ersten Trader passiere. Die meisten kenne ich vom Sehen. Theoretisch

arbeitet jeder eigenständig und hat seine Kundschaft, aber da sie Idony als ihre Anführerin ausgewählt haben, treffen sie sich regelmäßig hier, um sich mit ihr auszutauschen und größere Aufträge gemeinsam zu besprechen.

Adrian führt mich zum Tisch in der Ecke. Schon von Weitem erkenne ich Idonys rasierten Kopf, der alle anderen deutlich überragt. Mit über zwei Metern Körpergröße kein ungewöhnliches Bild. Sie zeigt einem Mann, den ich hier noch nie gesehen habe, einen Grundriss von einem Gebäude. Zumindest sieht es für mich so aus.

»... für die Metallwände braucht ihr mindestens Stärke fünf. Die kann ich euch beschaff-« Als Adrian neben sie tritt, schaut sie auf und schließt das Hologramm sofort.

Zu hastig.

»Idony, BUTTERCUP ist da.« Er presst sein Holo-Pad geschäftig an die Brust und streckt den Rücken durch.

»Danke, Adrian.« Ihre Augen huschen zu mir, dann zurück zu ihrem Gegenüber, der wie ein gutmütiger Grandpa mit grauschwarzem Backenbart auf der dunklen Haut aussieht. »Wir reden gleich weiter, wartest du kurz bei deinen Leuten?« Sie sagt das in ihrem typisch leisen, aber bestimmten Tonfall. Idony muss nicht laut werden, um sich Gehör zu verschaffen.

Der fremde Mann betrachtet mich einen Augenblick lang, wirkt nicht gerade begeistert, dass sie ihn wegen mir wegschickt, nickt dann aber. Wortlos steht er von seinem Stuhl auf und wirft mir im Vorbeigehen einen eiskalten Blick zu, der so gar nicht zu seinem harmlosen Aussehen passen will. Genauso wenig wie die blutrote Aura, die ihn umgibt.

Wer ist das?

»Setz dich, Juana.« Idony deutet auf den Stuhl, den der Mann gerade verlassen hat. Dann wendet sie sich Adrian zu. »Nimmst du schonmal Kontakt zu Martha auf? Es gibt einen neuen Auftrag.« Sie nickt in Richtung des fremden Mannes, wirkt aber auf mich nicht sonderlich glücklich. Eher besorgt. »Ich brauch noch ein paar Minuten, dann schalte ich mich dazu.«

»Natürlich.« Mit einer halben Verbeugung verabschiedet Adrian sich und verschwindet in den angrenzenden Raum, wo noch mehr Kabinen für Besuche in der BAY stehen. Unter den Tradern ein schneller Weg, ihre Kontakte zu erreichen, wenn auch umständlich wegen der verschlüsselten Sprache.

Während ich mich Idony gegenüber am Tisch niederlasse, beobachte ich weiter den fremden Mann. Er setzt sich zu zwei Personen, die ich ebenfalls noch nie im Underground gesehen habe. Ein schlaksiger Typ mit Akne und einem hellblond gefärbten Topfschnitt. Sein Blick ist so finster, dass mir ein Schauer über den Rücken läuft. Und eine junge Frau mit silbernen Haaren und einem riesigen violetten Schmetterlingstattoo am Hals, welches aber nicht die großflächigen Brandnarben auf ihrer hellen Haut überdecken kann.

Mein Magen zieht sich zusammen. Wer sind diese Leute?

»Juana.« Idonys Stimme lenkt meine Aufmerksamkeit wieder zurück auf sie. Das neonblaue Licht färbt ihre umbrafarbene Haut grünlich, nur die mit Eyeliner betonten Augen stechen unverändert schwarz hervor. Sie stützt die Ellenbogen auf dem Tisch zwischen uns ab und präsentiert mir so ihre muskulösen Oberarme. »Schön, dich zu sehen.« Ihr Blick wird intensiver, sie neigt leicht den Kopf. Bei dieser Bewegung klirren ihre goldenen, mehrlagigen Kreolen wie ein Windspiel.

Jetzt zählt es! Immerhin habe ich diese Achterbahnfahrt der Gefühle nur auf mich genommen, um mehr über Moms seltsames Verhalten und Lilahs Verschwinden herauszufinden.